

# Das Werk

---



Lichtbild: Archiv Vereinigte Stahlwerke AG.

Fördergerüst von Schacht III der Zeche „Minister Stein“,  
Gruppe Dortmund der Gelsenkirchener Bergwerks-AG.

**Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“**

---

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf



Mai II/Juni 1938

Heft 5/6



# Das Werk

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf, Mai II / Juni 1938

Heft 5/6

Die Persönlichkeit kann allein wachsen und zu ihrer Reife kommen im Zusammenhang und Dienst des Ganzen, nicht aber in einem abgesonderten Daseinsfeld für sich. Es wird ein Mensch um so mehr zur Persönlichkeit, je mehr er in Kampf und Arbeit vor einer großen Aufgabe die Widerstände beseitigt, je mehr er den weiten Lebenskreis in sein Blickfeld und seine Verantwortung, in seinen Pflichten- und Betätigungsbereich aufnimmt.

Ernst Kriek.



# Die Schlacht bei Fehrbellin

## am 28. Juni 1675.

Eine hohe Ehrenstelle hat die Geschichte von jeher den Regenten angewiesen, welche, zur Herrschaft minderächtiger Staaten berufen, allein durch die Macht ihres Geistes und wahrer innerlicher Größe ihre Völker aus einem fast unbekanntem ohnmächtigen Zustand plötzlich zu der Würde einer hohen, nach allen Seiten hin Achtung gebietenden, weltgeschichtlichen Bedeutung emporgehoben haben. Auf einer solchen Stufe steht Friedrich Wilhelm unter dem Namen des Großen Kurfürsten, noch heute der Nachwelt so teuer, als er damals seinen Zeitgenossen war. (Leopold v. Orlich.)

Nach dem ergebnislos verlaufenen Kampf des Reiches gegen Ludwig XIV. Ende des Jahres 1674 hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm, der sich mit 20 000 Mann an dem Feldzug beteiligt hatte, in Schweinfurt [Franken] Winterquartier bezogen. Da fielen plötzlich im Februar 1675 die Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel mit 14 000 Mann in die von Truppen fast ganz entblößte Mark Brandenburg ein, besetzten Stargard, Landsberg, Neu-Stettin, überschritten bei Damm und Stettin die Oder, eroberten Ruppin, Fehrbellin, Dranienburg und drangen bis Brandenburg vor.

Friedrich Wilhelm, der vom Kaiser (Leopold I.), Holland und Dänemark keine andere Hilfe erhielt, als daß Schweden für des Reiches Feind erklärt wurde, brach mit seiner Armee von Schweinfurt auf und traf am 21. Juni in Magdeburg ein, wo Hauptquartier genommen wurde.

Dem Kurfürsten war bekannt, daß die Schweden sämtliche Havelübergänge abgebrochen hatten und auf dem rechten Ufer dieses Flusses zwischen Potsdam und Havelberg verteilt waren. Da der Feind an Kräften überlegen war, so hoffte man durch die Vorteile der Überraschung ihn einzeln schlagen zu können, und bestimmte als ersten Angriffspunkt Rathenow, die Mitte seiner Stellung. In der Nacht vom 22. zum 23. Juni verließen 6000 Reiter, 1200 auserlesene Musketiere und 13 Geschütze die Festung. Zur Beschleunigung des Marsches waren 120 Wagen zusammengebracht, auf welchen die Musketiere fuhren. Um halb 3 Uhr des Morgens erschien der Kurfürst, begleitet vom Feldmarschall Derfflinger, Landgrafen von Hessen-Homburg, seinem Stallmeister Froben und Kammerherrn v. Buch. Durch eine List von Derfflinger, der sich für einen verfolgten schwedischen Offizier ausgab, wurde die Wache von Rathenow überrumpelt und die Stadt nach einem Kampfe von wenigen Stunden genommen.

Friedrich Wilhelm, welcher wußte, wie kostbar die Augenblicke im Kriege sind, erwartete nicht erst zu Rathenow die Vereinigung mit seiner ganzen Infanterie, sondern ging mit der Kavallerie rechts nach Nauen, um das Korps der Schweden, welches bei Brandenburg war, von dem, welches sich bei Havelberg befand, zu trennen. Am frühen Morgen des 28. Juni, es war ein neblichter Tag, brach das kleine brandenburgische Korps auf. Der Prinz von Hessen-Homburg hatte sich vom Kurfürsten die 1500 Pferde starke Avantgarde erbeten; er ging im Trabe vor, erreichte den Feind bald und nötigte ihn, sich bei Linum (einem kleinen Dorf bei Fehrbellin) in Schlachtlage aufzustellen. Der Kurfürst konnte der Avantgarde nicht so rasch folgen, namentlich war es schwierig — wegen des vom Regen durchgeweichten Bodens —, die Geschütze bei den Truppen zu behalten; er untersagte dem Prinzen daher jeden ersten Angriff. Dieser aber machte sein Anliegen, die günstige Gelegenheit vorschleubend, immer dringender, so daß der Kurfürst sich für einen sofortigen Angriff entschied.

Der Kurfürst rückte darauf mit seinen Truppen so schnell wie möglich vor; nach Verlauf einer Stunde traf er auf einen vom Prinzen von Hessen-Homburg an ihn abgeschickten Offizier, der um Unterstützung von Dragonern bat, weil Kavallerie allein außerstande sei, die feindliche Stellung mit Erfolg anzugreifen zu können. Diese waren kaum eingetroffen, so verließ der Generalleutnant Wrangel seine vorteilhafte Stellung und nahm eine neue jenseits Linum ein. Mit bewunderungswürdi-

gem Scharfblick erkannte Friedrich Wilhelm die Blößen, welche der Feind ihm darbot. In wenigen Augenblicken hatte er seine Anordnungen getroffen und mit der ihm eigenen Schnelligkeit zur Ausführung gebracht. Inzwischen war der alle diese Bewegungen verdeckende Nebel durchsichtiger geworden, und Wrangel bemerkte seine gefährliche Lage. Er ließ sogleich die Reiterei seines rechten Flügels und 1200 Mann gegen die brandenburgischen Geschütze vorrücken. Der hier kommandierende Offizier befürchtete, von der Übermacht erdrückt zu werden, und bat dringend um Unterstützung. Es war höchste Zeit, als diese Verstärkung eintraf, denn das Leibregiment und das Regiment Lubals, von Reiterei und dem schwedischen Regiment mit gefällten Piken und schießend angegriffen, hatten febrtgemacht; nur noch die Dragoner, welche ihren zurückgehenden Waffenbrüdern nachriefen, daß sie sich bei den Kanonen wollten begraben lassen, verteidigten die Geschütze.

Da es jetzt entschieden war, daß hier die Schlacht ausgefochten werden würde, zog Wrangel immer mehr Truppen aus der Mitte nach seinem rechten Flügel. Es war acht Uhr morgens, als hier der heftigste Kampf entbrannte, in welchem Heldennut und bewunderungswürdige Geistesgegenwart entwickelt wurden. Die brandenburgischen Truppen kamen zum Teil erst spät und nur nach und nach zum Angriff.

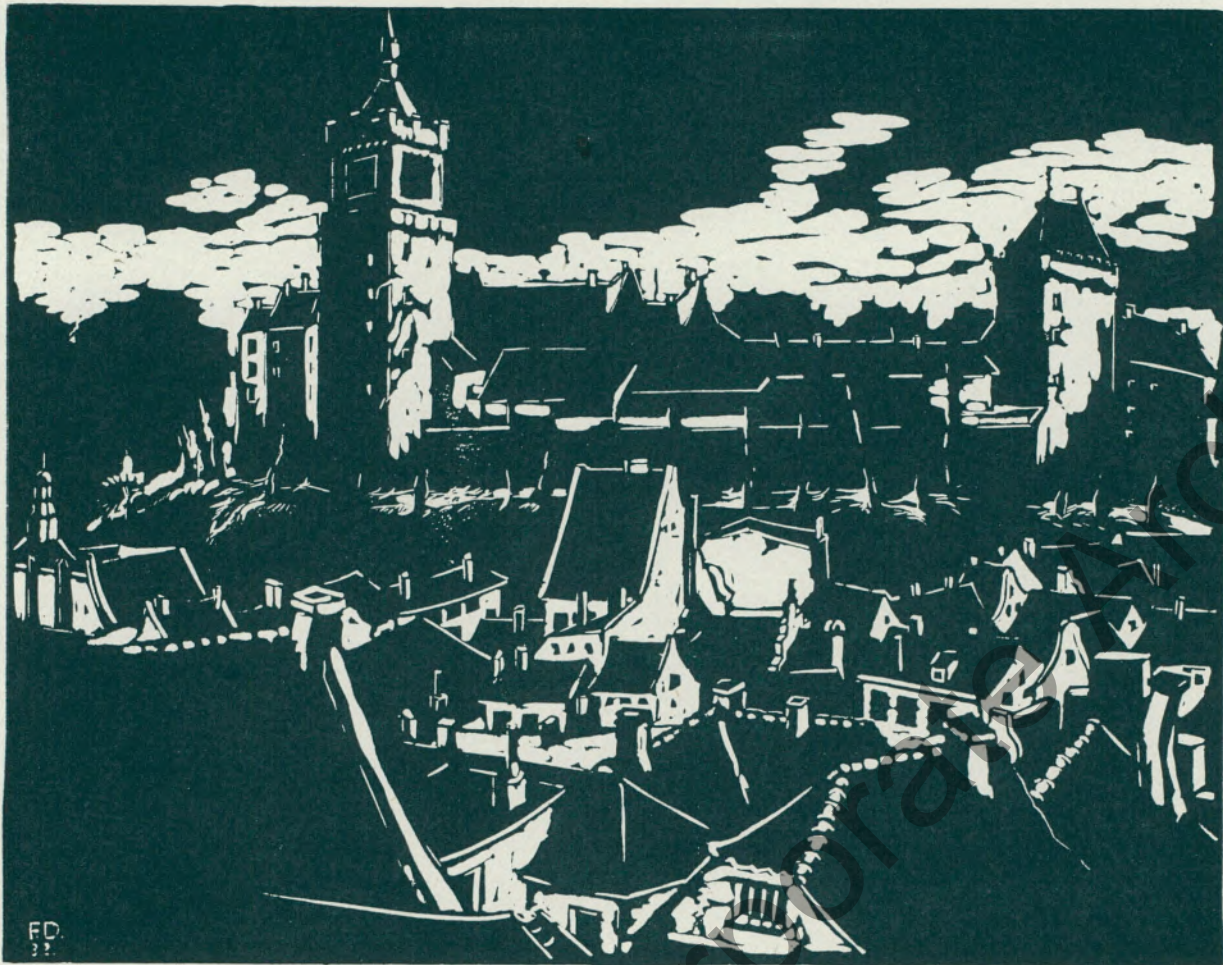
Doch auch diese neu herbeigeführten Truppen hätten unterliegen müssen, wenn nicht der Kurfürst selbst zur Unterstützung und Leitung herbeigeeilt wäre. Er war mit einem leichten Brustpanzer bekleidet, über den er ein tuchenes, vorn offenes Kleid trug; auf dem Haupte trug er eine acht Pfund schwere eiserne Sturmhaube, imwendig mit Sammet gefüttert, überdeckt mit einem kleinen einfachen Filzhute. So gerüstet, nur von wenigen begleitet, leitete er den Angriff gegen den feindlichen rechten Flügel; er eilte dahin, wo die Gefahr am größten war, seine Persönlichkeit, sein Beispiel hielt den Mut der Truppen aufrecht. Einige Kompanien, deren Führer erschossen waren, führte er selbst gegen den Feind mit den Worten: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nummehriger Capitain, will siegen oder ritterlich zugleich mit euch sterben!“ Hier war es auch, wo der Kammerherr und Stallmeister Froben nur wenige Schritte von seinem Herrn, von einer Kanonenkugel getroffen, zu Boden sank und eine Stunde darauf verschied.

In dieser Verwirrung dauerte die Schlacht eine geraume Zeit, bis es endlich den ausdauernden kräftigen Angriffen der Brandenburger gelang, den rechten Flügel der Schweden zum Weichen zu bringen, welcher völlig aufgelöst das Schlachtfeld verließ. Um 10 Uhr morgens war die Schlacht entschieden. Gegen 3000 Mann, mehrere höhere Offiziere, 8 Fahnen, 2 Standarten und mehrere Geschütze war der Schweden Verlust; der der Brandenburger betrug nur 500 Tote und Verwundete.

Friedrich Wilhelm hatte mit 6000 Mann einen ihm mehr als dreifach überlegenen Feind überwunden und einen Sieg erfochten, der die Macht seines Hauses begründen half. Gleich Gustav Adolf mußte er sein Heer durch Religion zu begeistern, und wie dieser, setzte er sich den größten Gefahren aus, entweder zu siegen oder zu sterben!

Aus einer Biographie über den Großen Kurfürsten, die Leopold von Orlich im Jahre 1836 nach „bisher noch unbekanntem Originalhandschriften“ veröffentlichte.





Die Schwanenburg in Kleve.  
-Holzschnitt von F. Düker.

## Der Große Kurfürst und die Rheinlande.

Von Professor Dr. Walther Schneider.

Vor 250 Jahren starb der Hohenzoller Friedrich Wilhelm, der Begründer des brandenburgisch-preussischen Staates. Es ist bedeutungsvoll und mehr als ein Zufall, daß ihm der Ehrenname des „Großen Kurfürsten“ zuerst aus einem elsässischen Volksliede entgegenklang. Das zeigt am besten die Bedeutung dieses Mannes für den Westen Deutschlands, für das Rheinland.

Selten ist die gefährdete Lage der Rheinlinie mit ihren Flankenträumen einer weiten Ebene und fruchtbarer Nebentäler, ist die tragische Bedeutung der „Zaberner Steige“ und des „Straßburger Glacis“ schärfer hervorgetreten als zu der Zeit, da Ludwig XIV. das Ziel Richeliens, „acquérir une entrée en Allemagne“, mit allen Mitteln des Krieges und der Diplomatie zu verwirklichen strebte. Da war es eine segensvolle Fügung, die den Brandenburger Herrscher dazu nötigte, nicht nach fremden Kronen zu greifen, sondern neu erworbene und noch unstrittene Besitzungen am Rhein zu verteidigen und somit nicht nur eine östlich begrenzte, sondern eine gesamtdeutsche Politik im eigensten Interesse zu betreiben.

Der Erbstreit um die jülich-bergischen Lande hatte einst in gewissem Sinne den Boden für den dreißigjährigen Krieg vorbereitet, indem sich die katholische Liga und die evangelische Union, erstere für den zum Katholizismus übergetretenen Pfalz-Neuburger, letztere für den reformierten

Brandenburger, schroff gegenübertraten. Als dann die Spanier unter Spinola in Kleve einfielen, blieben die Niederländer nicht zurück, und beide behandelten die umstrittenen Länder als erobertes Gut. Furchtbar sog der große Krieg das Land aus; der Adel verarmte, der Bauer verkümmerte. Österreicher und Hessen plünderten abwechselnd, und als 1648 der junge Kurfürst durch Besetzung kurkölnischer Plätze endlich die Kaiserlichen zum Abzug bewog, blieben die Holländer doch in Wesel, Nees, Emmerich und anderen festen Plätzen.

So waren diese Erwerbungen mehr eine Last als ein Gewinn für den jungen Fürsten, zumal sie rechtlich und innenpolitisch noch ein zweifelhafter Besitz waren. Aber Friedrich Wilhelm wußte, welche Schätze sie bargen. Reicher und höher gesittet als der Osten erschien trotz aller Kriegsnot das Land. Kleve hatte großen Getreide- und Obstbau, Pferde- und Rindviehzucht, die Grafschaft Mark den wertvollen Flachs und Hanf, dazu starke Salzquellen und vor allem Eisen und Steinkohle. In Ravensberg aber, dem Weserland, blühte die Leinwandfabrikation, und die „Coester Börde“ hatte schier unererschöpflichen Boden. Vor allem beherrschte das Land neben der Ritterschaft und den Städten ein starker, freier Bauernstand, der trotzig auf seinen „landtagsfähigen“ Höfen saß und durch seine zu Drostereien vereinigten Bauerngemeinden mit ihren Richtern, Schöffen und „Erbsentagen“





Blick auf Rees am Niederrhein.  
Radierung von W. Hoya.

ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Hat doch anderthalb Jahrhunderte später der große Freiherr vom Stein in diesen Ländern das Material zum Aufbau der Selbstverwaltung eines neuen Preußens gefunden!

Tatsächlich besaß der Kurfürst in Kleve und Markt wenig mehr als den Titel eines Herrschers, und sein Statthalter, Fürst Johann Moritz von Nassau-Siegen, war nicht der Mann, rücksichtslos durchzugreifen, so viel er durch seine eheliche und vornehme Art dazu tat, die Rheinländer dem brandenburgischen Staate näherzubringen.

Die „Stände“ verweigerten, wenn ihre Beschwerden nicht gehört wurden, sogar bereits bewilligte Steuern, verhandelten mit den Ständen anderer Länder, hielten Residenten an fremden Höfen und wollten außer einer kurfürstlichen Leibgarde keine brandenburgischen Truppen im Lande dulden. Dabei waren sie unter sich uneinig, und der Kurfürst mußte gegen die Bedrückung des platten Landes durch den Ritterstand, der „Unterstädte“ durch die Hauptstädte einschreiten. Vergebens suchte er durch einen dauernden Aufenthalt seines Hofes in Kleve (von 1646 bis 1649) die Vertreter der Sonderinteressen für den Staatsgedanken zu gewinnen. Sie wollten nur landschaftliches Eigenleben, Klassenegoismus und Wohlfahrtspolizei, und wie die preußischen Rebellen nach Polen, so schickten hier die Protestanten nach den Niederlanden, die katholische Partei nach Pfalz-Neuburg und dem Kaiser. Ihr Führer, Freiherr von Wyllich auf Winmental, trieb schließlich die Opposition fast bis zum Aufruhr. Nachdem die klevischen mit den jülich-bergischen Ständen in Köln verbotenerweise getagt hatten, schickte er sein Patent als „Hofgerichtsrat“ dem Kurfürsten zurück und erschien an der Spitze einer Deputation beschwerdeführend am Regensburger Reichstage, erlangte auch einen kaiserlichen Befehl an den Brandenburger wie den Pfalz-Neuburger, „die Festungen zu demolieren, ohne Bewilligung der Stände keine Truppen zu halten, keine Kontributionen auszuschreiben, sondern die Stände in ihren Frei-

heiten, Privilegien und allem Herkommen ruhig und ungestört zu lassen“.

Diese unerhörte Einmischung beantwortete der Kurfürst mit der Gefangensetzung Wyllichs; da behaupteten die Stände, „Hochverrat könne nur gegen den Kaiser, nicht gegen den Kurfürsten begangen werden“. Friedrich Wilhelm sah, daß der Kampf gegen solch spießbürgerlichen Sondergeist eine geschichtlich-politische Notwendigkeit sei, wenn nicht der große Gedanke des Einheitsstaates, der vorerst nur in seinem Geist und Willen lebte, zum Schatten werden sollte. Wyllich kam nach Spanien und wurde erst auf beschworene Urfehde hin ein Jahr darauf entlassen. Als aber 1656 der Prinz Condé in spanischem Solde drohte, die klevischen Lande „auf Veranlassung des Königs Johann Casimir von Polen nach Kriegerrecht zu acquirieren und diese Besitznahme vom Kaiser bestätigen zu lassen“, und als die Stände neutral bleiben und die Mittel für den schwedisch-polnischen Krieg verweigern wollten, ließ der Kurfürst Truppen ins Land rücken und brachte mit eiserner Faust die Rebellen zur Ordnung. Der Friede von Oliva (1660) gab ihm die Souveränität in Preußen. Nun zwang er den klevischen Ständen eine Verfassung auf, die zwar die finanzielle Selbstverwaltung der „Meistbeerbten“ auf den Amts- und Erbtagen bestehen ließ, im übrigen aber auch diese „Territorien“ zu Provinzen, zu „Gliedern eines Hauptes“ machte und sie als Bausteine des Gesamtstaates hineinzog in das Getriebe internationaler Beziehungen, in das er und sein Staat verstrickt waren.

Die Stellung Brandenburgs war eine ungeheuer schwierige. Mit welcher Meisterschaft der junge Fürst im Osten die Rivalität zwischen Schweden und Polen benutzte, wie kühn er sein kleines Heer in der Schlacht von Warschau (28. bis 30. Juli 1656) in die politische Waagschale warf und nach den Verträgen von Labiau und Wehlau im Frieden von Oliva das kostbare Gut der Souveränität in Preußen und damit die





Wochenmarkt in einer Kleinstadt am Niederrhein.

Holzschnitt von J. Dücker.

Freiheit von den verrotteten Formen und Fesseln des Reiches errang, ist bekannt.

Schärfer aber als alle anderen Fürsten erkannte er zugleich die Gefahr, die diesem Reiche von Westen her aus der Rivalität zwischen Ludwig XIV. und dem Hause Habsburg drohe, und daß er sein Ziel, die Gewinnung der von Schweden besetzten Ostseeküste, am Rhein werde erkämpfen müssen. Freilich, der erste Versuch einer „kleindeutschen“ Reichspolitik scheiterte. Er hatte dem Kölner Erzbischof Maximilian Heinrich gegen den „wilden Lothringer“ Karl III. beigegeben, der Stadt Bremen gegen die Schweden die Reichsfreiheit gesichert und mit Hessen, Hannover und Braunschweig eine Unionspolitik begonnen, für die er auch Pfalz-Neuburg sowie den Kölner und münsterschen Bischof gewinnen wollte. Doch waren die konfessionellen Hemmungen hier unüberwindbar. Die Folge war nur die Einmischung Frankreichs in den schwedisch-polnischen Krieg und Mazarins Drohung mit „seinem und seiner deutschen Verbündeten Angriff“, wenn der Kurfürst nicht Pommern aufgebe. Sechs Jahre darauf aber war seine Stellung am Rhein schon so gefestigt, daß er in dem Krieg des streitlustigen Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, gegen die Niederländer als Schiedsrichter auftreten, den Bischof zum Frieden zwingen und Frankreichs Einmischung verhindern konnte. Sein Urenkel Friedrich II. sagt von ihm: „Ludwig XIV. war Europas Schiedsrichter

durch seine Macht, die auch den mächtigsten der übrigen Könige fühlbar wurde. Friedrich Wilhelm erwuchs zum Drakel Deutschlands kraft seiner Tugend, die ihm das Vertrauen der mächtigsten Fürsten erwarb. Während viele Herrscher mit Ungeduld das Joch des Despotismus trugen, das der König von Frankreich ihnen auferlegt hatte, unterbreiteten die Fürsten ihre Zwistigkeiten dem Richterstuhl des Kurfürsten und achteten seine gerechten Schiedsprüche.“ Damals wurde er in Holland als der „treueste Bundesgenosse“ gefeiert. Bald änderte sich die Lage. Als nach dem Tode des spanischen Königs, Philipps IV., Ludwig XIV., der den Pfälzer, Kurköln, Mainz und Münster gewonnen hatte, die spanischen Niederlande (Belgien) durch Lurenne besetzen ließ, trat der Brandenburger durch Verhandlungen mit Wien und durch Gewinnung Sachsens im Vertrag von Kloster Zinna so energisch für den Schutz des Niederrheins ein, daß Ludwig im Frieden von Aachen nachgab.

Die kurze Zeit der Ruhe am Rhein benutzte der Kurfürst, um seine Länder innerlich zu gewinnen. Ein böser Übelstand war auch hier die konfessionelle Uneinigkeit. Wie in seinen Stammlanden, verbot er kategorisch „das Verdammten und Verkeßeren“ und forderte zu „bürgerlicher Eintracht“ auf: „Wir sind, gottlob, des Verstandes, daß wir uns über die Gewissen unserer Untertanen keines Imperii anmaßen, sondern dasselbe Gott anheimstellen.“ Am 14. Oktober 1655



eröffnete sein Statthalter Johann Moritz von Nassau-Siegen feierlich die neugegründete reformierte Universität zu Duisburg, die eine Hochburg echt protestantischer Geistesfreiheit werden sollte. Keiner Behörde außer der Regierung waren Rektor und Senat, keiner Synode oder Kirchenversammlung die Professoren verantwortlich. Die Anhänger des Philosophen Descartes wurden geschützt. Beruhte doch die Gewissensfreiheit hier nicht auf der Schwäche, sondern gerade auf der kraftvollen Überlegenheit der Staatsgewalt über alle konfessionelle Enge. Strenge Gerechtigkeit zwang besser als Strafen die Selbstsucht in den Dienst des Ganzen, als durch die Aufrichtung des Hofgerichts Justiz und Verwaltung „zur Handhabung einer durchgehends unparteiischen Justiz als der wahren Grundfeste aller wohlbestellten Regimenter“ getrennt wurden. Die einheitliche Erhebung der Steuern und der Akzise machte diese tragbarer und dabei ertragreicher, und der Beamtenstand nahm zwar seine Mitglieder aus dem Lande, hatte aber brandenburgische Staatsgesinnung. Dämme und Wege, Kanäle und Brücken wurden gebaut; der Eisenbahn der Grafschaft Mark eroberte den englischen Markt, und in Ravensberg errang das Bielefelder Leinen Weltruf.

Bald riß den Kurfürsten der verräterische Plan des kurkölnischen Ministers Wilhelm von Fürstenberg — es ist derselbe, der gemeinsam mit seinem Bruder Egon später Straßburg an die Franzosen verriet —, die Niederlande an Frankreich auszuliefern, auf die Bühne der großen Politik zurück. Das letzte Bollwerk gegen Frankreich war in Gefahr: „Ist Holland gefallen, so sehe ich die Zeit kommen, wo Ludwig XIV. deutsche Fürsten in die Bastille wirft wie seine französischen Grandseigneurs.“

Als am 6. April 1672 Ludwig mit gewaltigen Kräften, denen sich von Köln und Münster aus 20 000 Deutsche in seinem Solde anschlossen, Kleve überrannte und gegen Holland losbrach, schloß er mit diesem Lande einen Vertrag von weltgeschichtlicher Bedeutung. Wäre Holland damals unterlegen, so wäre Belgien französisch, Rhein, Maas und Schelde wären Gefangene, Ludwig Herr von Deutschland geworden und die französische Hegemonie in Europa auf Jahrhunderte gesichert gewesen. Das hat Friedrich Wilhelm durch seinen heroischen Entschluß abgewendet.

Aber schlecht haben es ihm sowohl die Niederländer wie Kaiser und Reich gelohnt. Pfalz-Neuburg und Bayern sprachen von einer „unerträglichen brandenburgischen Diktatur im Reiche“, kölnische und münsterische Truppen fielen in des Kurfürsten Länder, und der Kaiser ließ in Paris erklären, „Frankreich möge sich nicht daran kehren, daß die kaiserliche Armee sich mit des Kurfürsten Truppen verbunden habe. Der Effekt werde beweisen, daß sie dennoch nichts täten.“ Unterdessen verwüsteten die Truppen des Bischofs Galen die Grafschaft Ravensberg, und Holland stellte seine Zahlungen ein. Sollte er da um fremder Interessen willen seinen eigenen Staat gefährden? „Von keinem Pfaffen will ich mich verziehen und meine Staaten nicht länger ohne Not zugrunde richten lassen.“ Er schloß mit Frankreich den Frieden von Bressen — um nun plötzlich von Habsburg und im Reich ein Verräter gescholten zu werden!

Doch schon zwei Jahre später verteidigt er als Oberbefehlshaber des Reichsheeres im Elsaß wieder die deutsche Grenze. Da veranlaßt Ludwig XIV., der im Kurfürsten längst den einzigen ernsthaften Gegner erkannt hat, durch Drohungen und Geld die Schweden, in die unbeschnittene Kurmark einzufallen, „ein unter Reichsständen niemals erhörter, barbarischer Überfall“. Jetzt gibt Friedrich Wilhelm in Schweinfurt am 26. Mai 1675 den Befehl zu jenem unerhörten Silmarsch „vom Rhein zum Rhin“, „motorisiert“ seine Infanterie auf Leiterwagen, überrumpelt die Schweden in Rathenow und schlägt sie am 28. Juni bei Fehrbellin aufs Haupt. Die Schlacht war, wie später Rossbach, ein deutsches,

ja ein europäisches Ereignis. Weiter geht der Siegeszug über Stettin, Stralsund, Rügen, auf Schlitzen in einer Verfolgung ohne gleichen den Feinden nachjagend, über das gefrorene Kurische und Friische Haff bis vor die Tore von Riga.

Da ließen Habsburgs Reid und Hollands Jämmerlichkeit alle Früchte der heroischen Tat verdorren: „Es ist nicht im Interesse des Kaisers“, erklärte in Wien der Kanzler Hofer, „daß an der Ostsee ein neuer Vandalenkönig entstehe.“ Der Kaiser gab im Nimwegener Vertrag den Breisgau an Frankreich preis und fiel dem Brandenburger in den Rücken; 20 000 Franzosen rückten in Kleve ein, besetzten die Grafschaft Mark und das Bistum Minden, brannten und plünderten und höhnten, „Kleve müsse für Pommern bluten“. Durch Dänen und Sachsen war Magdeburg gefährdet. Da muß der Kurfürst im Frieden von St. Germain fast alle Eroberungen an Schweden zurückgeben. „Nicht der König von Frankreich ist es, der mich zum Frieden zwingt, sondern der Kaiser, das Reich und meine eignen Verwandten und Alliierten. Sie werden indessen einst bereuen, wozu sie mich gedrängt haben, und ihr Verlust wird ebenso groß sein wie der meinige. Exoriaré aliquis nostris ex ossibus ultor!“

Er sollte nur zu sehr recht behalten. Der letzte Rest einer einheitlichen politischen Befähigung des deutschen Volkes ging verloren. Deutschland zerfiel, noch ehe das Reich starb.

Man hat es Friedrich Wilhelm verargt, daß er in den folgenden Jahren sich Frankreich näherte, Subsidien von ihm nahm und dem Raub Straßburgs scheinbar teilnahmslos zusah. In Wahrheit erkannte der große Realpolitiker, daß es „so weit gekommen“ war, „daß Frankreich nunmehr das Arbitrium in Händen hat und keiner seine Sicherheit finden wird als in Frankreichs Freundschaft und Allianz“ (an Otto von Schwerin, 11. August 1679). Er will sein Ziel, durch Erwerbung Pommerns seinem Staate Seegeltung und blühenden Handel zu verschaffen, nunmehr nicht gegen, sondern durch Frankreich erreichen; zugleich tauchen die Grundlinien eines Planes auf, mit Schlesiens die feste Oderachse zu gewinnen und von dort aus mit Hilfe einer norddeutschen Mittelmacht unter Brandenburgs Führung ein neues Reich gegen Habsburgs Eigennuß und Anmaßung aufzubauen — ein Plan, der in Friedrichs II. Fürstenbund, Friedrich Wilhelms IV. Unionspolitik und Bismarcks Politik seit 1862 Fortsetzung und Vollendung fand.

Indessen sollte gerade die Bedrohung der protestantischen Welt durch Ludwigs katholisch-absolutistischen Fanatismus wie durch die zu befürchtende Rekatholisierung Englands unter Jakob II., die auch am Rhein gegenreformatorische Gelüste erweckte, eine scharfe Wendung in der brandenburgischen Politik hervorrufen. Der Aufhebung des Edikts von Nantes trat der Kurfürst mit unerhörter Kühnheit durch das Edikt von Potsdam vom 29. Oktober 1685 entgegen, das auch seinen Ländern am Rhein einen wertvollen Zuwachs an fleißigen und sittenstrengen Menschen brachte. Dann trat er der Forderung Ludwigs auf das Erbe der spanischen Monarchie samt ihren Kolonien und dem Sieren nach der Kaiserkrone für den Dauphin durch Verträge mit Leopold I., Schweden und Hannover entgegen und legte fürs erste die französische Politik lahm. Ja, er entwarf in jenen Tagen einen großartigen Kriegsplan zur Niederrückung Frankreichs mit zurückgehaltenem linkem, massiertem rechtem Angriffsschlag gegen Paris, durch den er nötigenfalls „den Franzosen den Appetit, mehr Eroberungen im Reiche und anderswo zu machen, zu nehmen und ihnen Widerstand und wirklichen Abbruch zu tun“ hoffte. Zugleich war er die treibende Kraft für die Eroberung Englands durch seinen Neffen Wilhelm III. von Oranien.

Da nahm ihn am 9. Mai 1688 der Tod hinweg. Die letzten Parolen, die er ausgab, waren „Amsterdam!“ und „London!“





# Recht.

Eine Novelle

von

Eugen Roth.

Mit zwei Zeichnungen von H. Rabis.

*Ein Kornett der Armee Tilly, der durch eine rasche Tat, mit der er die Ehre des Feldherrn verteidigte, gegen das Kriegsrecht verstoßen hat, wird von Wallenstein gefangen genommen und als ein Werkzeug des Hasses gegen Tilly benutzt. Der Streit zwischen den beiden Feldherrn wird zu dem ewigen Konflikt zwischen Recht und Gnade. Eugen Roth hat dieses menschliche Drama in der Form der echten Novelle künstlerisch und handwerklich gleich sorgsam gestaltet.*

Im Jahre 1625 stand der Feldherr der Liga, der siebenundsechzigjährige Graf Tilly, hoch in Ruhm. In acht Kriegsjahren hatte er seinem kurfürstlichen Herrn, Maximilian von Bayern, und der Sache des Kaisers eine Schlacht um die andere gewonnen und lag nun, mit ungeschwächter, zuversichtlichen Truppen im Norden Deutschlands, um gegen den Dänenkönig Christian zu kämpfen.

Der Winter war hereingebrochen, bei nassem Schnee gab es kalte und windige Tage, blutrote Sonnen stiegen gewaltig aus weiten Nebeln, und die Nächte waren schwarz und ohne Sterne.

Der Krieg ward nach einem Novembergefecht bei Seelze lässig geführt, und der Dänenkönig, von einem Sturz mit dem Pferde übel mitgenommen, verhandelte wegen einer Waffenruhe.

Tilly stand am Kamin, in dem das nasse Holz zischte.

Der Krieg mit den Dänen machte dem General wenig Sorge. Wo Waffen sind, da ist auch Hilfe. Aber ein Feind war gegen ihn aufgestanden, den er Freund nennen mußte, und gegen den kein offener Krieg zu führen war: Der Kaiser hatte Wallenstein zum Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen ernannt.

Tilly haderte mit sich selber. Wie oft hatte er in dringenden Briefen den Kurfürsten bestimmt, die Aufstellung einer

zweiten Armee neben der ligistischen beim Kaiser durchzuführen!

Und jetzt, wo er sich's zutrauen durfte, mit ein paar raschen und sicheren Schlägen den Krieg spätestens im Herbst des kommenden Jahres zu enden — gerade jetzt kam dieser Dämon, dieser gefährliche und böse Narr Wallenstein, in keiner Schlacht noch erprobt, mit einem ungeheueren und verwahrlosten Kriegsvolk und drückte ungestüm und herrisch in die schon überlasteten und ausgefressenen Quartiere.

Von der Straße her, aus der Finsternis, kam Lachen und Lärm vorüberziehender Soldaten. Sie sangen. Ein neuer, frecher Ton ließ den General aufhören: „Wir han gar kleine Sorgen, wol um das Römisch Reich, es sterb heut oder morgen, uns gilt es gleich!“ Tilly riß zornig ein Fenster auf.

Der Gesang verstummte augenblicklich. Ein Trupp Reiter tauchte, auf die Pferde geduckt, in die Finsternis.

„Melden!“ schrie Tilly hinunter, und noch einmal: „Melden!“

Aber es war nur noch Nacht und ein fernes Trappeln von Kössen. Der General schlug das Fenster zu.

So weit war es also schon gekommen. Drei Wochen Wallensteiner Nachbarschaft, und die in vielen Jahren gehärtete Zucht ging zum Teufel.

Es gäbe quer durch die Regimenter. Die alten bayerischen Kerntuppen haßten das bergelaufene, freche und gottlose



Volk, schimpften auf die Grünhörner, die noch keinen Schuß Pulver gerochen hatten. Wo sie aneinandergerieten, gab es Reibereien und Raufhändel.

Aber die neugeworbenen Soldaten und die Ausländer schauten sehnsüchtig hinüber zu dem neuen Herrn, wo es weniger Profosen gab und dafür mehr Troßweiber, und wo einer nicht gleich am Galgen hing, wenn er einen Bauern mehr oder weniger auf dem Gewissen hatte.

Saubere Grundsätze hatte der Wallenstein. Der Krieg muß den Krieg nähren — Freund und Feind werden ausgeplündert. Aber dafür ist der Friedländer ein Genie, und der Wiener Hof hat einen Narren an ihm gefressen. Sein Soldatenhaufen kostet Deutschland das Leben, aber den Kaiser keinen Kreuzer.

Nein, Genie ist er keins, er, der alte Lilly. Er ist ein trockener, strenger und fadengerechter Kriegshandwerker — und daß er so an die zwanzig Schlachten und Gefechte gewonnen hat, das ist so schnell vergessen worden, daß man es ihm jetzt zumutet, für die vorgeschossenen Lorbeeren des Wallensteins Blatt um Blatt aus seinem vollen Kranze herzugeben.

Da auf dem Tisch liegt noch die Antwort des Kurfürsten auf seine Beschwerde. Was, Beschwerde — den Dienst hatte er aufgesagt, auf seine kargen Güter in der oberen Pfalz hatte er gehen wollen oder gar ins Kloster von Altötting. Nur diese eine Schmach nicht dulden: unter dem Stab jenes böhmischen Fuchses dienen zu müssen, der keinen Christenglauben hatte und der morgen schon, wenn es ihm paßte, die ganze Armee dem nächstbesten Herrn in die Hände spielte, der in seinen Sternen stand.

Aber der Kurfürst hatte sich's selber leicht gemacht und ihn so bitter schwer. Einem Befehl kann man sich entziehen, dem Hilferuf eines alten Freundes nicht. Er möge sich, stand da in dem Brief, durch den von Friedland bekannten Humor nicht irre machen lassen; ein Streit im eigenen Lager sei aber mit allen Kräften hintanzuhalten.

Gestern war es durchs ganze Lager getrommelt worden, daß der neue Generalissimus Wallenstein heiße. Das einzige, was Lilly hatte durchsetzen können, war die Einschränkung, daß er, Lilly, den ligistischen Truppenverband geschlossen weiterführte, daß ihm keines seiner alten Regimenter genommen und kein fremdes zugeteilt werden dürfe.

Aber was half das schon, wenn der drüben alle Verführungskünste spielen ließ und die besten Kapitäne, ja gar Obristen ihm abspenstig machte! Durch alle Quartiere der Liga schlichen seine Werber; jeden Morgen waren wieder ein paar Nester leer.

Mochten die Abtrünnigen und die Glücksritter laufen, wohin sie wollten! Aber daß die Stammregimenter, die alten Soldaten, kaum mehr zu halten waren in ihrer Wut, und daß sie gegen die Friedländischen jede Stunde hätten anrennen mögen, und mit hundertmal mehr Eifer als gegen die Dänen — das war es, was dem kleinen, grauen Mann Sorgen machte und ihn ruhelos durch das ächzende Zimmer stapfen ließ.

Aber immer wieder stieß er, ein Gefangener seiner Pflicht, an die Bitterstäbe seiner Demütigung: Er hatte nichts mehr zu sagen, er hatte kein Recht mehr. Nur eines konnte er tun: so schnell wie möglich sich von den Wallensteinischen absetzen, die eigenen Truppen gegen Westen verschieben und einen breiten Streifen abgehausten Landes zwischen die beiden Heere legen.

Indem der Generalleutnant, über eine Karte gebeugt, hierzu die Möglichkeiten erwog, vernahm er vor dem Hause Lärmen, hörte den Ruf des Postens und die antwortende Stimme seines Wachtmeisters, der denn auch gleich, unangefochten von der sonst so dienstfertig sperrenden Partisane, in rumpelnder Hast die hölzernen Treppen hinauffragte.

Der sonst so ruhige Mann, der nie ungerufen das Zimmer

betreten, fiel mehr durch die Tür, als daß er ging, und stand bleich, zerrauft und blutig vor dem aufgeschreckten General.

In den kalt fragenden Blick warf der Atemlose mit flackernd aufgerissenen Augen nur immer die gleiche wilde Handbewegung gegen Osten, und eine Ahnung ließ Lilly forschen, ob es mit den Friedländischen zusammenhinge, was der Wachtmeister mit heftigem Kopfnicken bestätigte.

Der Feldherr, auf Unerfreuliches gefaßt und eigenen Zornes bis an den Hals voll, bezwang in raschem Auf- und Niedergehen seine Erregung. Sie hätten drüben, berichtete der Wachtmeister, indem er über seine Worte stolperte, ja, die Friedländischen hätten, und so sei das Unglück geschehen, und Schuld treffe nur die welschen und böhmischen Hunde, und kein ehrlicher Reiter lasse sich solchen Schimpf gefallen, und sie hätten den General verhöhnt, ihn, Lilly, und über die Jungfrau Maria hätten sie sich lustig gemacht.

Und erst auf Lillys immer ungeduldiger gesteigertes Fragen kam, stockend und nach Botenart mit dem Geringsten beginnend, die ganze Wahrheit heraus.

Der Kornett Graf Bassenberg, eines nahen Freundes einziger Sohn und dem General mit väterlich besorgtem Briefe in Obhut gegeben, war am Morgen mit einem Fähnlein bayerischer Dragoner ausgeritten, um Kundschaft wegen eines strittigen Quartiers einzubohlen. Er, der Wachtmeister, hatte ihn begleitet und etliche zehn Mann, lauter ruhige und ungängliche Leute, wie der Meldende jetzt herzahlte und der General bei jeder Namensnennung nickte, zum Zeichen, daß er sie alle kannte, alte Soldaten, und drei noch vom Weißen Berge her.

Sie hatten das berufte Dorf zum größten Teil schon, und ohne jedes Recht, von den Kaiserlichen, und zwar von dem scheidischen Regiment Terzky, besetzt gefunden, und nur um des lieben Friedens willen waren die Herlibergschen Truppen, denen es zugewiesen war, der Gewalt gewichen und schon so gut wie im Abrücken gewesen; noch unentschieden, wohin sie sich wenden sollten, standen sie im nassen Schnee, mit Saß und Paß und gewiß nicht in bester Laune.

Die Wallensteinischen, die solchen Rückzug für billige Feigheit halten mochten, hätten nun des Hänselns und Hinauftreibens kein Ende gefunden und hätten durch Schimpfsworte oder, soweit sie der deutschen Sprache nicht mächtig waren, durch unflätige und drohende Gebärden die bayerischen Soldaten in eine unbändige Wut gebracht.

Da sei, gerade im entscheidenden Augenblick, der Kornett mit seiner Schar des Wegs gekommen. Er sei, kaum daß er den Sachverhalt erfahren, mitten in das Dorf gesprengt und habe durch den Trompeter die Wallensteinischen auffordern lassen, unverzüglich den Ort zu räumen.

Ob er dazu Befehl gehabt hätte, fragte Lilly scharf. Befehl nicht, sagte der Berichtende erschrocken, aber es sei doch ...

Also keinen ausdrücklichen Befehl, schnitt der Alte ab. Weiter!

Die Wallensteinischen wären darauf böse geworden wie die Hornissen, hätten einen höllischen Spektakel geschlagen; einige hätten gar aus voller Kehle die Spottlieder auf Lilly angestimmt, wie sie bei den Mansfeldischen seit Wiesloch im Schwang gewesen wären.

Dann sei einer von ihren Wamsklopfern, will sagen Offizieren,orgetreten und hätte zu dem Kornett, der mitten in dem wilden Schwarm mit verhaltener Wut auf seinem Pferd gesessen, höhnisch hinaufgeschrien, der Lilly hätte jetzt gar nichts mehr anzuschaffen; ob sie's noch nicht wüßten: der neue Herr heiße Wallenstein, Herzog von Friedland!

Lilly sagte, wie gefroren, der Mann habe ein Recht gehabt, das zu sagen, es wäre den Truppen ausdrücklich kundgemacht worden, daß der Friedländer den Oberbefehl führe. — Weiter!



Der Böhme habe gerufen, sie sollten sich beimgeigen lassen mit ihrem Pfaffengeneral, der wäre zum Beten recht, aber zum Kriegsführen wäre jetzt ein anderer da, der auf die Gestirne schaue, und der groß geschrieben stünde in den Sternen.

Und aus der Reihe hätte ein Friedländischer geschrien, ein Soldat pfeife auf den ganzen Hofuspokus, und die Jungfrau Maria brauche er schon gar nicht, solange nur sonst wackere Mädchen zu finden wären. Der Kornett sei blaß und rot geworden auf das schänderische Wort — und es sei ja auch noch viel lästerlicher gefallen, als er es hier erzähle — und hätte dem Offizier in mühsam gezügelter Wut befohlen, den Kerl sofort herauszuholen, der das gerufen.

Der aber hätte, unter dem Gewieher der Friedländischen, mit einer derben Bote den Junker abfahren lassen.

Da hätte der Kornett einen Schrei getan und, ohne daß ihn einer hindern konnte, vom Gaul herunter, dem Kerl in die Gurgel gehauen. Und zugleich wären auch die andern, ungeachtet seines, des Wachtmeisters Zuruf, gegen die Friedländischen eingesprengt. Er allein habe sich zurückgehalten und sei so entkommen. Die andern aber, die sich in ihrer Wut zu weit vorgewagt, seien, nach dem ersten überraschenden Erfolg und nachdem sie ein paar von den Tschachen niedergebauen, von den Pferden gezerrt und jämmerlich zugerichtet worden. Ihrer fünf seien dabei auf der Stelle ums Leben gekommen.

Schon hätte das bayerische Regiment sich gerüstet, die Leute herauszuholen und den angefaulen Schimpf zu rächen, da wäre drüben auf den Tumult hin der Generalissimus selber, der Herzog, der unseligerweise gerade des Wegs gewesen, vom Obristen Graf Terzky begleitet, in das Getümmel geritten. Und unter seinen Augen wäre alles zu einer kalten Stille erfroren, und der Friedländer hätte nach der Ursache solcher Zusammenrottung gefragt, freilich nur die eigenen Leute. Die hätten nun alles verdreht, so als ob ohne jeden Anlaß der Kornett selber den Streit vom Zaun gebrochen und die Unfern wie Mordbuben die Kaiserlichen angefallen hätten. Da habe er, der Wachtmeister, sich ein Herz genommen und hinübergerufen, sie ließen sich ihren General nicht verunglimpfen, unter dem sie in zwanzig Schlachten gesiegt, und noch weniger die heilige Jungfrau von den Schandmäuern unversuchter Prahlhänse und Eisenbeißer zerreißen.

Der Generalissimus hätte höhnisch und unter dem brüllenden Beifall der Seinen gefragt, ob die Jungfrau ihnen erlaubt hätte, in ihrem Gewissen, sich als Aufrihrer und Mörder wider die Gewalt seines Befehls zu werfen — er jedenfalls werde es nicht erlauben. Und er scherte sich nicht drum, ob seine Soldaten an den Teufel glaubten, wenn sie nur das Kriegsrecht wüßten; das sei der Katechismus der Kriegsknechte, das er den Buben schon beizubringen gedächte.

Und damit habe er einen Wink gegeben, daß der Kornett und die Leute, so noch am Leben waren, abgeführt würden.

Lilly hörte den Bericht schweigend an. Dann, nach heftigem Hin- und Hergehen, trat er auf den Wachtmeister zu: Ob er bei seiner Ehre und in voller Verantwortung sagen könnte, nicht seiner Meinung nach, sondern dem Befehl, daß der Kornett Recht getan hätte oder Unrecht.

Unrecht — nach dem Befehl, sagte stockend der Wachtmeister und bückte den Kopf. Aber nach seiner Meinung und der des ganzen Regiments hätte das Wallensteinische Gesindel zusammengעהört wie Türken und Heiden.

Der General entließ ihn. Er befahl, die Obristen zu holen und den Profosen.

Unterdes ward es unter dem Fenster laut von klirrendem Eisen. In dem kalten Winterabend standen die Leute vom Herlibergschen Regiment. „Vater Johann!“ riefen sie, immer lauter und gebieterischer. Der Generalleutnant riß das Fenster auf. Der Platz brauste von Soldaten, schwarz von Stahl, grau im Grau des Nebels und des Schnees,

dazwischen rot von Fackeln, mit riesigen Schatten im wehenden Rauch.

Ein alter Mann trat vor; in unbeholfenen, aber festen Worten verlangte er, der Feldherr müsse den Schimpf abwaschen — von sich selber und von seiner Fahne, zu der sie in zwanzig Schlachten vertrauend geblickt hätten.

In dem Augenblick, da der Generalleutnant antworten wollte — und er hatte davon reden wollen, daß nach dem Kriegsrecht die eigenen Leute schuldig seien — in dem Augenblick entstand draußen eine Bewegung und aus der zerteilten dunklen Front trugen je vier Männer die Leichen der Erschlagenen. Sie stellten die Bahren in den Schnee, in den lodrenden Lichtschein der Fackeln.

Der Mann, der soeben gesprochen hatte, trat dicht an die Toten. „Ihr habt unsere Ehre verteidigt, sagte er laut, wir verteidigen die eure, im Namen der Jungfrau Maria, die euch eine selige Auferstehung geben mag. Die anderen Kameraden aber werden wir aus der Hölle holen, wenn es sein muß, das schwören wir euch, so wahr uns Gott helfe!“

Und plötzlich schrie einer in die flackernde Stille und hundert schrien es ihm nach: „Eure Freiheit soll unsere Ehre sein!“ Und da sie nun erwartungsvoll auf den Alten blickten, sagte der fest: „Das Recht ist meine Ehre!“ und schloß das Fenster.

Die Inhaber der Regimente kamen; es war schon Nacht, zwei Kerzen brannten auf dem Tisch.

Drohnd stieg der Reitergeneral Graf Pappenheim die knarrenden Stiegen hinauf. Ihm folgte der Obrist Graf Bronsfeld, der das Regiment Herliberg führte. Der Kornett war ein weitläufiger Nefte von ihm gewesen. So ging ihn die Sache, die jetzt verhandelt werden würde, doppelt an. Die Obristen der Regimente Schönberg und Reinach traten ein. Es waren schweigsame Herren. Sie setzten sich nach kurzem Gruß. Zuletzt kam der Profos, ein vertrockneter kränklicher Mann, solange keiner seine Augen sah. Die aber waren von kaltem Feuer.

Der Generalleutnant, ohne große Umschweife, setzte sie ins Bild. Er gab zu bedenken, daß der Fall, zu einem Exempel gemacht, die Frage der Befehlsgewalt und des Kriegsrechtes überhaupt anrühre, daß er aber entschlossen sei, es daraufhin zu tun.

An den Profosen richtete er die Frage, ob das gültige Gesetz erlaube, den Antrag auf Auslieferung der Gefangenen zu stellen; er wolle keinen Schlag in die Luft tun.

Der Generalgewaltige überschlug rasch die einschlägigen Ziffern und sprach ein festes Ja.

Dann war eine Weile Stille. Als erster gab Pappenheim seiner Meinung Ausdruck, es sei mit dem Friedländer nicht gut Kirchen essen und wenn schon dem Friedländer eins ausgemischt sein sollte, rate er eher noch zur Gewalt, und zwar in der Nacht noch den Aufenthalt der Gefangenen auszutundschaften und sie durch Handstreich mitten aus dem kaiserlichen Lager herauszuhauen. Die Federfuchserci aber führe zu keinem guten Ende, Blutsachen wären keine Papiersachen, und mit der Tüftelei, was nun Recht sei oder nicht, dürfe man ihm nicht kommen.

Graf Bronsfeld vertrat offen und mit Wärme die Sache seines Nefen. Kein ehrlicher Kriegsmann und guter Christ könne ruhigen Blutes mit anhören, wie der Feldherr und gar die selige Jungfrau verhöhnt und in Schmutz gezogen würden. Er selber, ein alter Mann, könne nicht für sich einstehen, ob er nicht auch einem solchen Schweinehund die Lästerung in die Gurgel zurückgestoßen hätte, Offizier hin, Offizier her.

Er wollte einen Rat und kein Bekenntnis, unterbrach Lilly mit ungewohnter Schärfe; der Oberst, gekränkt, brach ab und es war Schweigen im Zimmer.

Lilly verbarg schlecht seine Enttäuschung. Er spürte deutlich, daß ihn keiner begriff: Das Recht wollte er und mußte sehen, daß die da nicht wußten, was das Recht sei.



Unberaten und verdrossen entließ er seine Führer.

Er ging jetzt allein im Zimmer auf und ab. Niemand hatte ihm helfen können, das Recht zu finden. Und daß Unrecht in der Sache war, Unrecht auf seiner Seite, das moß schwer.

Dann wieder überlegte er, ob er nicht doch lieber klein beigeben sollte; alles niederschlagen, den Kornett preisgeben dem Lauf der Welt, die sich wieder einrenken würde und deren Gras über furchtbareren Gräbern wuchs als über dem von einer Handvoll Kriegsleute, die ein schnell Gericht hinwegrafft.

Der Generalleutnant ließ, spät in der Nacht noch, den Feldprediger zu sich bitten. In der Zwiesprache mit Gottes Stellvertreter hoffte er den Weg zu finden, im Schatten des Kreuzes fühlte er sich geborgen. Der Priester kam. Er sprach von der Gnade. — Gnade, sagte Tilly bitter, kann einer für Recht ergehen lassen, der das Recht hat. Seit ich dem Friedland unterstellt bin, muß ich mein Recht suchen. Oder soll ich von dem da Gnade erbitten?

Nicht von dem Friedländer, Excellenz, sagte der Priester, aber von Gott. Von Gott sollen Sie die Demut erbitten. Denn, verzeihen Sie meine Kühnheit: Sie suchen nicht die Gerechtigkeit, sondern Ihr Recht, fast möchte ich sagen, Ihre Rache.

Der Generalleutnant wehrte heftig ab. Meinen eigenen Sohn würde ich dem Friedländer lassen, wenn ich ihn nicht auf dem geraden Weg des Rechts zurückholen dürfte.

Sie haben keinen Sohn, sagte der Priester kalt.

Ich habe zehntausend Söhne, das sind meine Soldaten und ich bin ihr Vater Johann. Soll ich in so viel Herzen den Glauben wanken machen, daß es ein Recht gibt?

Und er verabschiedete den Geistlichen mit kurzem Gruß.

\*

Wallenstein war genau über Tilly unterrichtet. Geld ist der beste Kundschafter. Der Herzog verwarf Terzins Forderung, mit der sofortigen Erschießung des Kornetts dem tschechischen Regiment ein billiges Schauspiel zu geben; die fünf Soldaten ließ er in aller Stille aufknüpfen.

Er befahl, den Gefangenen, wohlbewacht, sonst aber besser gehalten, als er sich's erwarten durfte, nach Halberstadt zu bringen, wo er jedem Zugriff der Ligiſten unzugänglich war, gesetzt den Fall, der tollkühne Gedanke einer Befreiung würde doch noch seine Männer finden.

Aber, daß der trockene Tilly keinen anderen Weg gehen würde, als den des Rechts, das hatte er im Gefühl.

Füchſiſch, wie er war, gab er seinen Sekretären den Auftrag, die Sache, zur Staatsaktion aufgebauscht, so fadengerecht, aber auch so saumſelig und verwickelt wie nur möglich zu behandeln.

Er hatte seine Freude daran, zu erfahren — und er erfuhr alles —, wie heftig der General darunter litt, zumal er für den Kornett persönlich einzustehen dem Vater versprochen hatte.

Der Winter zog sich hin. Zweimal waren sich die beiden Feldherren begegnet. Das erste Mal hatte Tilly, unter äußerster Überwindung, auf den gefangenen Kornett die Sprache gebracht. Wallenstein, verbindlich lächelnd, hatte auf den laufenden Prozeß verwiesen, dem er nicht vorgreifen wolle. Tilly, beschämt und erbittert, hatte zum zweitenmal nicht mehr der Sache Erwähnung getan. Währenddem waren die Schriftstücke schon oft hin- und hergegangen und um den Kornett war genug Papier verschrieben worden, ohne daß sich auch nur ein Jota verändert hätte. Nur der an sich nie geforderte Aufschub der Verhandlung schleppte die Angelegenheit durch zähe Monate, während derer ein Duzend ähnlicher Zwischenfälle, schlimmerer noch, beiderseits rasch beigelegt worden waren.

Wieder war Wallenstein Herr der Lage. Es kostete seine Günstlinge am Hofe Ferdinands wenig Mühe, den störrischen

General der Liga in den Schatten zu stellen und mit der geschickt zum Geiſter gedrehten Bitte, die Majestät wolle ihn vor derlei Plackereien ein für allemal bewahren, dem Kaiser die Unterschrift unter den nur flüchtig überlesenen Ablehnungsbescheid abzunötigen. Der Friedländer, längst vor dem Eintreffen der kaiserlichen Kuriere an ihn wie an Tilly von dem Ausgang der Sache unterrichtet, zog gerade gegen Dessau, um dem Grafen Mansfeld, der unvermutet wieder im Felde stand, den Weg ins Sächſiſche zu verlegen.

Er saß, der ersten Schlacht gewärtig und bei doppelter Überlegenheit des Sieges gewiß, mit seinen Generalen zu Tisch, als der Bote eintraf und ihm die vertraute Meldung überbrachte, daß nämlich der Kaiser zu seinen Gunsten entschieden habe.

Unter Gelächter war die Neuigkeit verbreitet und Wallenstein hörte wohlgeklaut auf die wenig witzigen Vorschläge, die ihm seine Offiziere machten; Terzins meinte, man solle auf der Stelle über den Kornett das Urteil sprechen und so, des kaiserlichen Rechtsanspruchs im voraus versichert, zugleich zeigen, daß man seiner nicht bedürfe. Illo, der erst vor halber Jahresfrist des rücksichtsloseren und deshalb aussichtsreicheren Kriegsführens halber von Tilly zu Wallenstein herübergewechselt hatte, war in einer rührseligen Stimmung, wie sie der Trunk ihm oft bescherte. Er gedachte des alten Waffengefährten und indes er unter dem Beifall der Tafelrunde die trockene, farge und unbeholfene Art Tillys nachahmte, bat er, in dessen Auftrag sozusagen, in der linksichsten und demütigsten Haltung, der Herzog möge den armen Schwelmen laufen lassen, damit der General in seinen alten Tagen, bei völlig sich verdunkelndem Kriegsruhm, doch noch einmal sein Recht bekomme.

Sein Recht, sagte Wallenstein, jählings schroff und feindselig, könne er dem Widersacher nicht geben, das Recht, vom Kaiser verbrieft, stünde auf seiner Seite. Aber — und er lächelte böse und wie in einer teuflischen Freude — die Gnade wolle er ihm gerne schenken. Es müsse ein Hauptspaz werden, wenn, und so gleichzeitig wie möglich, der Gefangene und des Kaisers Urteil bei ihm einträfen.

Und gab sofort Befehl, den Kornett herbeizuschaffen und, mit keiner anderen Weisung als der, daß er durch Wallensteins Gnade frei sei, bis an die Vorhut des ligiſtiſchen Heeres zu bringen.

Unverzüglich schrieb er an Tilly einen kurzen Brief, darin er, etwa so, wie ein Gutsherr dem Nachbarn von der Jagdbeute bietet, dem Generalleutnant den Kornett zur Verfügung stellte.

Tilly hatte gerade des Kaisers Ablehnung gelesen und saß, ein geschlagener Mann, bei herabgebrannten Kerzen in der warmen Aprilmacht, als er drunten Lärm hörte, frohen Zuruf der Soldaten, näher und näher zu seinem Hause. Er vernahm den Anruf des Postens und eine helle, knabenhaft glückliche Stimme, die jenen Namen rief, jenen Namen Kornett Graf Bassenberg, um den er jetzt Monate gekämpft und um den er soeben endgültig sein Recht und seine Macht eingebüßt hatte.

Der Kornett war die Treppe heraufgeeilt und hatte sich vernehmlich an der Tür aufgestellt. Tilly riß sie auf. Ein Luftzug blies die Kerzen aus. In der Finsternis, im fahlen Glanz der Gesichter, standen sie sich gegenüber. „Kornett!“ sagte Tilly mühsam, in der Hoffnung, es könnte wirklich ein Wunder geschehen sein und des Kaisers Entscheidung ein Irrtum, Kornett, „wie kommen Sie hierher?“

Der Jüngling, der sich, freudiger begrüßt zu werden, versehen hatte, trat einen Schritt zurück und seine Stimme hatte den sieghaften Klang nicht mehr, den sie drunten gehabt, meldete sich förmlich als aus kaiserlicher Gefangenschaft zurück.

Ob gegen ihn ein Verfahren stattgefunden habe, kraft dessen er rechtsgültig freigesprochen worden sei?

Kein Verfahren, sagte der Kornett befremdet, ohne Urteil



und Weisung, einzig mit dem Brief des Herzogs versehen, sei er von kaiserlichen Reitern an das logistische Lager gebracht worden.

Er gab, im Finstern die Hand vor sich streckend, dem General das Papier. Der rief nach der Wache, die mit einem Windlicht kam. Erschrocken sah der Kornett die vernichtende Wirkung des Schreibens. Der General, das bleiche Gesicht wie von Blitzen durchzuckt, las es mit einer starren Aufmerksamkeit; ein Ausbruch rasenden Zornes stand auf seiner Stirn.

Blieb aber aus. Statt dessen sagte Tilly verhalten mit einer traurigen und zerbrochenen Stimme: „Kornett, Sie bringen mir und bringen der Armee das Recht nicht. Sie haben auf keine Gnade zu hoffen.“

Und befahl der Wache, indem er sich mühsam umwandte, den Kornett in strengen Gewahrsam zu nehmen.

Der Kornett, die ihm zuerst unfaßbare Wendung schrecklich begreifend, fiel in die Knie. Aber Tilly, ohne ihn anzusehen, heftig und abwehrend die linke Hand nach rückwärts gestreckt, die rechte über den Augen, ging ans Fenster. Mein Recht, sagte er, wäre die Gnade gewesen. Ohne Recht habe ich keine Gnade für Sie, Kornett!

Und gab den Wink, den Kornett abzuführen.

Noch in der Nacht trat das Kriegsgericht zusammen. Das Urteil lautete auf Tod.

Tilly, um Mitternacht noch ruhelos auf- und abgehend, ward von dem Beschluß des Kriegsgerichts verständigt.

Er befahl, den Kornett, der, die Entscheidung seines Schicksals erwartend, unzweifelhaft in schrecklichster Bedrängnis des Herzens sei, auf der Stelle vorzuführen.

Unverrichteter Dinge und aufs äußerste bestürzt, kam die abgesandte Wache zurück. Sie führte den Stockmeister mit sich, den sie, mit Stricken gebunden, an Stelle des Gefangenen aufgefunden hatte. Der gab Bericht, es sei die Kunde von der Verurteilung des Kornetts unter die Truppen gedrungen. Noch keine halbe Stunde, nachdem sie den Kornett in seine Arreststube gebracht hätten, sei dieser, wohl auf die Anstrengungen des langen Nittes hin, in einen tiefen, unerwartlichen Schlaf gefallen. Eine Handvoll Leute des Herlibergischen Regiments hätte die Wache überrumpelt, ihn selber in Stricke geschlagen und sich des Kornetts, der auch davon nicht erwacht sei, bemächtigt, indem sie ihn samt dem Zelttuch, darauf er gelegen, fortgeschafft.

Der Generalleutnant hörte den Bericht mit finstern Stauern an. Er schwieg noch lange, nachdem der Stockmeister geendet und eine knisternde Kerzenstille durch das Zimmer zog. Der Blick des alten Mannes ging geheimnisvoll durch das Licht.

Er dachte an jenen Augusttag vor acht Jahren an der böhmischen Grenze; zehn Wallonen sollten gehängt werden. Sie hatten geplündert und gar noch im Bayerischen. Sie standen nun drunten in der prallen Hitze, alte Kriegskameraden des Generals, noch aus seiner ungarischen Zeit her.

Er war hin und her gegangen in seinem Zimmer, überlegend, wie er sie retten könnte. In Furth war es gewesen, vor dem Rathaus.

Da sah er, wie sechs wallonische Reiter, im vollen Eisen, sich auf die Wache stürzten und die gefangenen Landsleute heraustrieben. Acht Jahre war das her . . .

Er sah sich selber merketief aus dem Fenster hinunterspringend auf den grellheißen Platz, mit quermem Säbel vor die murrnde Mauer des wallonischen Regiments treten.

Zehn Verurteilte und sechs, die sie befreit, hatte er durch die glühende Kraft seines Blickes herausgeschmolzen aus dem starren Widerstand der Masse. Sechzehn Mann hingen am Galgen, und das Regiment marschierte vorbei, unter dem unbeugsamen Joch des Rechtes.

Der kleine, finstere Mann wuchs, als er sich jetzt den Harnisch reichen ließ, den Hut und den Degen.

Von niemandem begleitet, ging er in die Nacht hinaus.

Das Heer schlief und schlief nicht. Es war huschendes Licht in den Häusern, schwirrendes Schwagen in den Zelten; die Unrast wuchs, je näher er dem Herlibergischen Regiment kam.

Ein Posten rief ihn an, erkannte ihn, war einen Augenblick unschlüssig, ob er Lärm schlagen sollte. Da hatte ihn Tillys Auge schon gebannt, und er verkroch sich lautlos in die Finsternis.

Dann stand der General, im flackernden Schein des gerade frisch geschürten Lagerfeuers, lautlos dem Schatten entwachsen, mitten unter den Soldaten.

In das jähe Verstummen derer, die ihn gesehen, dröhte noch die Stimme des Rädelsführers, sie gäben den Kornett nicht mehr heraus und wenn der Teufel käme, ihn zu holen.

Und wenn, sprach Tilly fest, euer alter Vater Johann kommt?

Und jetzt sahen ihn alle, in Verwirrung herumgeworfen, geblendet in den Funkeblick dieses harten Gesichts hinein. Der soeben gesprochen hatte, versuchte dreist aufzusehen, aber er war ganz allein im Raum, er verlosch mit offenem Mund.

Der Kornett schlief noch, totenfest schlief er in seiner Zeltbahn, wie sie ihn an das Feuer gelegt hatten.

Kameraden, ich habe diesen Mann so lieb wie ihr, sagte Tilly. Ich habe unserem allergnädigsten Kurfürsten drei Briefe geschrieben, ich habe ihm geschrieben, daß die Ehre meines grauen Kopfes und die Ehre meiner Armee an dem Recht mit Ketten hängt, an unserem Recht. Unser Herr Kurfürst hat mir dieses Recht bei kaiserlicher Majestät nicht zu verschaffen vermocht. Dort hat jetzt ein anderer Gewalt, ihr wißt es, einer, der noch keine Schlacht geschlagen hat, einer, der sein Glück aus den Sternen, sein Geld aus der rohen Gewalt und sein Recht aus der Ungerechtigkeit Wiens holt. Und der Mann hat uns den Kornett geschenkt, ohne alles Recht, nur weil er über uns lachen will, wie wir von seiner Gnade nehmen, was unser Recht ist, um das er uns — betrogen hat. Ich frage euch, wollt ihr, daß ich dem da aus der Hand fresse — oder wollt ihr unser Recht?

„Unser Recht!“ schrien einige laut, andere, noch nicht begreifend, schwiegen still.

„Die Leute“, sprach Tilly, „die den Kornett hierher gebracht, bringen ihn wieder zurück. Ich könnte sie an den Galgen hängen lassen, als Auführer und Meuterer. Ich will nicht wissen, wer sie sind. Ich will euch damit beweisen, daß ich Gnade walten lasse, wo mir ein Recht zusteht zur Gewalt. Seht zu, daß ihr ihn schlafend wieder in sein Quartier schafft. Er soll's nicht erfahren, daß ihr ihn habt frei machen wollen. Denn die Freiheit, die ihm allein zusteht, hättet ihr ihm nimmermehr geben können!“

Zögernd traten neun Mann aus der Gruppe, mißtrauisch und maulend noch faßten sie das Zelttuch. Der General, ohne sie, wie es schien, weiter zu beachten, wandte sich um und ging durch das Lager zurück.

Die Nacht war tief, das Heer war still geworden. Nirgends mehr brannte ein Feuer. Der Ruf der Posten ging fern und nah. Der General schlief nicht. Er saß, den Mantel übergeworfen, am offenen Fenster.

Er sah in den ruhigen Glanz der Sterne. Zuletzt, im bleicher werdenden Firmament, hing noch der Morgenstern, wie ein großer goldener Tropfen, der fallen wollte.

Tillys Gedanken gingen hinüber zu Wallenstein, dem Sterngläubigen. Sein eigenes Leben ging an ihm vorbei, ein hartes und gerades Leben, voller rechtschaffener, handwerklicher Siege, die er seinem sichern Können, der Schlagkraft und Mannszucht seiner Truppen, freilich zuletzt immer wieder der Gnade der Mutter Gottes dankte, für die er foht.

Der alte Mann spürte den neuen Geist, der ihn von drüben anwehte. Aber er mißtraute ihm. Es wird nicht gut hinausgehen mit diesem Wallenstein, dachte er; das Glück ist kurz und der Krieg dauert lang.



Der General erforſchte ſein Gewiſſen. Wenn es deine ge-  
kränkte Eitelkeit iſt, Johann, ſprach er zu ſich, dann laß ihn  
laufen, den Kornett. Wenn es nur iſt, damit du dem Fried-  
länder den Streich vergiltſt, dann laß ihn laufen. Wenn es  
nur iſt, daß du den jungen Menſchen zum Opfer machſt für  
die, vor denen du prahlen willſt, als der Unbeſtechliche — dann  
laß ihn laufen. Wenn es aber an dem iſt, daß einer, der über  
die Menſchen geſetzt iſt, um des Rechtes willen, dieſes Recht  
preisgibt, dann muß der, der die Kraft dazu hat, dieſes preis-  
gegebene Recht eifern halten, damit es nicht quer durch alles  
Geſetz renne und heilloſe Verwirrung ſtifte.

Der Tag hob ſich in ſchwirrender Helligkeit vom Rande  
des Himmels. Die Vögel begannen zu ſingen.

Tilly ſtand auf und ging zu dem Beurteilten. Er hatte  
einen ungewöhnlichen Entſchluß gefaßt; der Kornett ſollte aus  
freien Stücken entſcheiden, ob er das Recht wollte und den Tod  
oder die Gnade und das Leben.

Der Gefangene war ſoeben erwacht, als der General, bar-  
häuptig und allein, in die  
Stube trat.

„Ihr wißt, Kornett, wel-  
ches Urteil über Euch ge-  
ſprochen iſt.“

„Ich weiß es“, ſagte der  
Junker leiſe.

„Und ſeid Ihr bereit zu  
ſterben?“

„Ich bin noch ſehr jung,  
General. Ich hatte gehofft,  
hier die Freiheit zu finden.“

„Es gibt keine Freiheit,  
außer der des Rechtes . . .“

„Und der Gnade?“ Der  
Kornett ſah den harten, klei-  
nen Greis mit einem hilf-  
loſen Blick an. Er ſah keine  
Barmherzigkeit in ſeinen Au-  
gen. Da ſagte er, ſchon ohne  
Hoffnung, aber voll Haß:

„Sie ſind ein alter Mann,  
Erzellenz, Sie haben kein  
Herz mehr!“

Tilly wurde nicht zornig.  
Seine Stimme war müde  
und bekümmert: „Wenn ich  
für Sie ſterben könnte, Graf,  
es wäre ein leichteres Loſ. Aber das Schickſal will, daß Sie  
für mich ſterben.“

„Für Sie, General?“

Tilly ſchwieg betroffen. „Alſo doch für mich? dachte er,  
doch für mich?“

Er ſagte kalt: „Die Gnade können Sie nur von dem er-  
warten, der das Recht hat. Ich ſtelle Ihnen frei, in das Lager  
des Herzogs von Friedland zurückzukehren und dort zu melden,  
Generalleutnant Graf Tilly wolle das Recht ſeiner Armee,  
ein Almosen könne er nicht nehmen.“

„Laſſen Sie mich erſchießen!“ ſagte der Kornett raſch,  
„wenn es keinen anderen Ausweg gibt“.

„Für mich keinen, denn der Weg des Rechtes geht über  
Wallenſtein.“

Noch einmal brach der Lebenswille des jungen Menſchen  
durch. Noch einmal fragte er, mit kaum verhehlter Bitterkeit:  
„Und der Weg der Gnade?“

Tilly ſagte: „Ich habe drei Briefe an den allergnädigſten  
Herrn Kurfürſten geſchrieben, Ihr Herr Vater hat einen Fuß-  
fall vor ihm gemacht. Seine Erlaucht haben in einem Hand-  
ſchreiben Seine kaiſerliche Majeſtät gebeten, meiner ruhm-  
reichen Armee und meinem grauen Kopf das Recht nicht zu

verſagen. Der Kaiſer hat dieſes unſer Recht dem Friedländer  
gegeben. Wenn Sie wollen, Kornett, daß ich Sie betteln  
ſchicke auf eigne Fauſt, ſo gebe ich Sie frei. Vielleicht be-  
kommen Sie dort Gnade, wo der alte Tilly vergeblich ſein  
Recht geſucht hat.“

„Es iſt kein Ausweg“, ſagte der Kornett leiſe. „Dann bitte  
ich nur: Gleich!“

Der General ſagte: „Ich danke Ihnen, Kornett. Ich habe  
gewußt, wie ein bayeriſcher Edelmann handeln würde. Ihre  
raſche Tat verwirkt den Tod nach den Kriegsartikeln. Aber  
ich ſelbſt möchte Ihnen hier danken, daß Sie meine Ehre, die  
Ehre unſerer Armee und der heiligen Jungfrau, in deren  
Namen wir kämpften, ſo ritterlich verteidigt haben. Tun Sie  
das Schwerſte noch, Graf, und ſterben Sie tapfer!“

Er gab dem Kornett die Hand; ein Schmerz, den er ſeit  
frühen Tagen nicht mehr geſpürt, ſtieg ihm die Bruſt heraus.  
Den alten Mann rührte das junge Leben an. Wie weich war  
dieſe Hand, wie einſam und kalt war ſein Leben. Er ging ſtarr  
hinaus. Hinter ihm brach der  
Junker, von Todesgraunen  
geworfen, in die Knie.

Wallenſtein befand ſich um  
jene Zeit gerade auf dem  
Marsch durch Böhmen; er  
verfolgte den Grafen Mans-  
feld, den er am Deſſauer  
Brückenkopf ſoeben geſchla-  
gen hatte.

Der Herzog unterhielt  
ſich, weitere Zukunftspläne  
kühn an dieſen erſten Erfolg  
knüpfend, vor einer Schenke  
mit dem Grafen Terzky über  
das liſtiſche Heer und den  
General Tilly. „Ich wollte“,  
ſagte der Herzog, „ich hätte  
ſo viele Siege vor mir, wie  
ſie der alte Burſche hinter  
ſich hat. Die däniſche Sache  
kann noch heiß werden, ich  
will mir die Finger nicht  
daran verbrennen. Siegt  
Tilly, komme ich immer noch  
zurecht, um mitzuhalten.  
Siegt er nicht, dann bin ich  
der einzige, bei dem Rat und

Hilfe ſteht. Wenn ich nur wüßte, weſſen ich von dieſem Tilly  
mich verſehen ſoll. Er iſt von einer unangenehm altmodiſchen  
Art. Ich brauche aber beweglichere Leute . . .“

„Dabei ſoll er arm wie eine Kirchenmaus ſein“, lachte  
Terzky. „Ein General, der ſeit acht Jahren in den reichſten  
Gegenden Deutschlands Krieg führt und ſich kein neues  
Wams kaufen kann, es iſt ein Wiß!“

Der Diener brachte einen Brief vom Grafen Tilly; der  
Kurier ſei ohne Antwort abzuwarten unverzüglich wieder  
fortgeritten.

Wallenſtein las. Terzky redete weiter: „Jeder Mann hat  
ſeinen Preis; ein Fürſtenhut wird ihn ſchon auf unſere Seite  
bringen. Oder — wie wär es mit einem Saek Äpfel? Ich  
habe mir erzählen laſſen, das ſei die einzige Dotation geweſen,  
die der pfenniggerechte Herr für ſich ſelber angenommen  
hat . . .“

Die Züge des Herzogs verfinſterten ſich. „Mit dem da“,  
ſagte er, „werden wir nicht fertig, nicht um einen Fürſtenhut  
und nicht um einen Saek Äpfel. Terzky, wir hätten dem alten  
Mann den Schimpf nicht antun ſollen. Er hat wahrhaftig  
den Kornett erſchießen laſſen.“





Örtliche Lichtbilder: Fritz Gallensleben.

## Mosel im Lenz.

Erinnerung an eine Faltbootfahrt 1938.

Von Carl Oskar Jatho.

In den großen Schwingungen der Mosel, in den Gegen-  
schwingungen entfernter Bergzüge fliegt unser Wander-  
glück flussab. Weiße und graue Wolkengebirge wechseln  
eilenden Zugs mit blauen Himmelsfetzen, und immer, wenn  
eine neue dunkle Gewalt die blaue Hoffnung da oben ver-  
drängt, stürzen die Böden ins Tal und zielen auf uns mit  
tausend und aber tausend Wasserpfauen. Sie greifen in die

Fluten und kräuseln die Mosel zu Schaumkämmen auf. Zu-  
weilen sitzen sie uns im Nacken; dann ist es herrlich, mit dem  
Wind die rasche Trift des Hochwassers zu überholen. Zu-  
weilen remmen sie uns in die Fänge; dann spüren wir unsere  
Muskeln und können für Augenblicke das „Ahoi“, das  
uns aus den Nestern und von den Höhen begleitet, nicht  
erwidern.





Burg Thurandt und Dorf Alken.

„Ihr seid die Ersten“, ruft ein Fährmann uns zu, „ihr habt den Schlüssel zur Mosel in diesem Jahr!“ Aus Weinbergen erkundigen sich Frauenstimmen, ob unser Kalender vorgeht. Ein kleines Mädchen kommt aus einer Gasse auf die Uferbleiche gelaufen und rüft uns zu mit einem Tonfall, als erblicke sie etwas Unschickliches: „Is doch noch kei Sommer.“

Ja, Sommer! Moselsommer! Das war etwas anderes. Damals wären wir nicht erstaunt gewesen, wenn aus den Nußbaumhainen oder der Garben des Kornes die Gestalt des um seine Geschöpfe besorgten Gottes hervorgetreten wäre im „sanften Wandeln seines Tags“. Doch siehe: auch heute — noch eine Bindung, und sie tritt hervor. Auf der Ufer-

böschung über den kispenden Weiden steht strahlend weiß eine Gottheit. Oder sind Menschen so schön hier wie Götter? Ist es der Winzerin zu eine, die sich loslöste aus dem Chor der rebenbindenden Mädchen und herabstieg, zum Fluß? Klassische Statik, unbewegliche Würde, weiß und lang das Gewand, doch dunkel das zurückgebogene Haupt. Dies Wesen am Ufer ist kein Mensch; es ist eine Erscheinung.

Wir landen am Weidicht. Und wir finden den heiligen Franz, übermenschengroß, aus Holz gehauen, seine von den Jahrhunderten verstämmelten Arme noch segnend erhoben, sein von unbekanntem Schicksalen zerstörtes Antlitz dem Sturme zugewandt. So steht er in den Fluren von Noll und





Blick auf Löf.

singt der Fluß, den Vögeln und den Fischen der Mosel sein Lied von Sonne und Tod. Von dem hohen, einsamen Feldrain aus sieht er von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie im Winter- und Frühlingssturm die Wellen sich auf- und heben, in Sommergluten die Fische aus dem Wasser schellen, in Sekunden über den Wellen silbern auf- und sinken wie die Blitze nächtlicher Gewitter über den Waldkämmen der Gebirge. Sonnenhymnen, wie die des heiligen Franz, sind Elegien auf den Tod. Die allmenschliche Liebesgebärde des Betelers von Assisi ist das mittrauernde Umfassen alles dessen, was vom Ende beschwert ist.

Um Landschaft zu erleben, muß man sich stark machen wie

einer, der ausgeht, den Tod zu verfühnen, ihn „Bruder Tod“ zu nennen. In reifen Sommer wie im werdenden Lenz, immer ist der Tod der große Schenkende des Lebens. Als wir zuletzt die Mosel dörfer grüßten, lag auf den Uferangern haushoch gehäuft, was in der Tälern und auf dem Hochland von Hunsrück und Bifel der Sense erlag; es wartete da, ein zweites Mal Gewalt zu erleiden in den Fängen der Dreschmaschine, welche die köstlichen Körner, auf denen unser Dasein seit Jahrzehnten ruhen beruht, aus den zarten Umhüllungen sprengt; wartete, ein drittes Mal Folter zu erdulden zwischen den Mahlsteinen, welche die Kraft der Moselbäche treibt. Und nun, im neuen Jahre, wo es vollkommen hoffnungslos





Nach grüner Weinbergsarbeit . . .

zerrieben ist, duftet und glänzt dieses leberdige Korn des vergangenen Sommers uns als unser täglich Leben entgegen in dem kleinen Bäckerladen eines Dorfes, wo wir von Kälte und Wind durchhungert, die holprigen Gassen aufsuchen.

Aber lebt denn der Mensch an der Mosel vom Brote allein? Er lebt von der Mystik, aus denen Dionysos sich enthüllt, er lebt von jeglicher Beize, welche die Keltermauer erlitt. In Ferres, einem an die Felswand hingeworfenen Winzerneft, treten wir in eine alte Kapelle und finden Christus in der Kelter, sein Leben verströmend in sieben Strömen. Tief sinnige Romanisierung des Lebens im Alltag im All-Tag

eines Altvolks, das gesiedelt ist vor der Stadt des Heiligen Rocks bis hin zu der Stadt der drei Nagelfürten.

Aber gleich nach Ferres wird es ganz finster und uns ein bißchen bange. Die Bö will uns die Paddel aus den Händen winden. Zuweilen greift sie unter das Boot und tut so, als ob sie Ernst mit uns machen wolle. Sie will uns nicht weiter nach Piraport lassen. Mit Not landen wir vor dem kleinen hundertjährigen Gasthof, genau in dem Augenblick, wo nebenan aus der Schule mit gellendem Heul die Dorfjugend stürzt. Prügelei um die Ehre, unsere Beerscheine halten zu dürfen!

In der Frühe weckte uns ein Donneregepöhl. Es kam nicht





Winzerhäuschen bei Hakenport.

vom Himmel, sondern von der Gasse. Einen Gaul hatte der Hafer gestochen; er war mit seinem Karren durchgegangen. Wir sahen ihn aus dem Dorf auf der Moselstraße nach Ferres rasen, und rechts und links rumpelten die Weinkisten in die Gasse. Der Himmel, die Mosel und was zwischen ihnen an fruchtbaren Wänden aufsteigt, lächelten dazu . . . Während wir mit dem Wirt Kaffee tranken und schon die halben Sorgen der Ortschaft die unseren waren, drückte sich von außen ein schwarzumlocktes Moselgesicht, wie eine Erscheinung aus Römertagen, aus Fenster und meldete, der Gaul habe den Karren abgeworfen und sei schon über Ferres hinaus. Er

hatte zu lange im Stall gestanden. Auch hatte er vermutlich eine Abneigung gegen Weinkisten, wenn sie leer sind. Die Moselgäule sollen, so sagte die Schwester des Wirts uns, volle Weinfässer mit ruhiger Begeisterung ziehen, wogegen das „Hollern“ leerer Weinfässer sie rasend machen kann.

Auch in uns steckte eine unbändige Lust, zu laufen. Nach wenigen Schritten und Biegungen steht man schon über den Dächern des Dorfes, das bis in die Keller hinab erfüllt ist von ewiger Sorge um die Gewinnung und Wahrung des Edelsten, was dieser Stern an Vergänglichem wachsen läßt. Die Rebstämme schimmern, die meisten grau von Alter, manche blond





Moselfähre bei Gondorf.

von Jugend. Und alle tragen sie den Nebstoch mit dem Rankenspiel verschlungener Herzen.

Wir schreiten zwischen dem Volk der Rebenpfleger her den Weg hinauf, der bald die Schilde kreuzt, wo sich Moseltal und Eifellandschaft wunderbar im Auge vermählen. Und wie zur Feier dieses großen Augenblicks jubelt es von Erben über den Wiesen und Aekern, jubelt in den Rezen hinein, der über Moselland und Binnenland gleichmäßig und ohn' Ermatten niedergeht.

Wenn man den Regen als die Vorbereitung auf den Sonnenschein auffaßt, so kann nichts erwünschter sein als Wasser von allen Seiten. Wir liefen bei Regen-Regen-Regen die Boote wieder in den Fluß und umzogen viele Stunden lang mit der Mosel in geduldigen, immer wechselnden Windungen die wolkenhewengeren Höhen. Bis Gott

sprach: Es werde Licht! Und es begann ein Glitzern der Gräser; an den schwarzen Obstbaumästen hingen Millionen silberner Perlen; das Schiefergestein erglänzte mildblau bis hinauf zu den dunklen Gehölzen; und die Moselfische sprangen um uns in dionysischer Luft.

Wir machen Zwischenrast an einer Wiese gerade gegenüber dem „Graacher Himmelreich“ und laufen mit nackten Füßen durch das dampfende Gras. Noch ist kein Flurschaden zu befürchten; noch gehört uns das Ganze. Kirschbaumblüten gehen an, rasch, so scheint uns, wie Lichter am Christbaum. Die Finken und Amseln singen das uralte ewig neue Liebeslied der Schöpfung. Finale des Winters.

„Frühling, ja du bist's —  
Dich hab ich vernommen.“





„Atlas“ blickt auf die 5. Avenue. Lichtbild: Rockefeller Center, Inc.

Im Hintergrunde das Internationale Gebäude im Rockefeller-Center-Stadtteil.

## Dreizehn Tage USA.

Von Dr. Georg Kanzow, Düsseldorf.

Die vielfältigen Beziehungen, welche die Vereinigten Stahlwerke über Landesgrenzen und Meere hinweg mit ausländischen Kunden und Geschäftsfreunden verbinden, geben vielen unserer Gefolgschaftsmitglieder und damit manchem unserer Leser häufig Gelegenheit, sich für kürzere oder längere Zeit im Auslande umzusehen. Ihre Eindrücke von Land und Leuten, ihre Erlebnisse, ihre Arbeit und ihr Wirken interessieren die große Gemeinschaft der „Welt“-Leser ganz besonders. Daß man dabei einem schon häufig behandelten Thema neue und reizvolle Seiten abgewinnen kann, zeigen die nachfolgenden „Dreizehn Tage USA.“

### I. Hafeneinfahrt von Newyork.

Das leichte Zittern der Kabinentüren verrät, daß sich unser schwimmendes Hotel wieder in Bewegung gesetzt hatte. Einen halben Tag und eine Nacht waren wir durch dichten Nebel gezwungen worden, vor der Hafeneinfahrt von Newyork vor Anker zu gehen. Einem Gespensterschiff gleich, dessen Masten und Rufen sich in den milchig-weißen Nebelschwaden verloren, hatte unsere „Bre-

men“ Stunden um Stunden regungslos verharrt. Noch liegt uns der dumpf dröhnende Ton der Nebelhörner ausfahrender Dampfer und der einformig schrille Klang unserer Schiffsglocken in den Ohren. Nun sind die Maschinen wieder zu neuem Leben erwacht, und damit naht auch das Ende unserer Fahrt über den Atlantik.

Frachtdampfer, die wie wir vor Anker gelegen haben und nun dem gleichen Ziel zustreben oder auch auf das offene Meer



hinausfahren, beleben in zunehmender Zahl das Wasser. Zwischen stolz dahingleitenden Überseedampfern ziehen schwarze Rauchfahnen schwerbeladener Schlepplüge ihre Bahn. Mitten durch das Gewirr des Hafenerverkehrs schlängeln sich leicht beweglich kleine Küstenschiffe und Dampfboote, voll beladen mit Menschen, die von ihren Wohnstätten zur täglichen Arbeit fahren. Dazwischen verkehren Fähren, die Reihen von Güterwagen quer über den Hafen von einem Ufer zum anderen befördern.

Das Auge hat so viel Neues zu sehen, daß es zunächst kaum bemerkt, wie im leichten Frühdunst, der unter den Strahlen der hervorbrechenden Sonne zu weichen beginnt, sich zur Rechten eine scharf gezackte Linie am blauen Himmel abzeichnet, deren Umrisse den Zinnen und Echarten alter Ritterburgen gleichen. Immer deutlicher werden die Konturen der „Skyline“, und dann liegen im vollen Licht der Morgensonne die Spitzen zahlloser Wolkenkratzer im Süden der Halbinsel Manhattan, dem Banken- und Finanzviertel von Newyork, vor uns. Mit abgestoppten Maschinen gleitet unser Dampfer langsam an der Front dieser steingewordenen Fabelwesen entlang.

Schon auf der kurzen Fahrt zum Hotel tritt der schroffe Gegensatz des ärmlichen und schmutzigen Wohnviertels am Hafen zum eleganten Geschäftszentrum der Weltstadt zutage. Nun hat uns das Tempo des amerikanischen Großstadtverkehrs ganz in seinen Bann gezogen. Wir spüren, daß wir Zeit und Kräfte sorgfältig einteilen müssen, um den vielen auf uns einströmenden, neuartigen Eindrücken frisch entgegentreten zu können.

## II. Prosperity.

Eine Zeitlang gehörte es in Deutschland zum „guten Ton“, nach Amerika zu reisen und von dort aus Patentlösungen für die Organisation von Technik und Wirtschaft mit in die Heimat zu bringen. Gewiß hatte die technische Entwicklung der amerikanischen Industrie während des Weltkrieges in mancher Beziehung Fortschritte gemacht. Schon damals warnten aber weitblickende Männer in der allgemeinen Rationalisierungspsychose vor einer gedankenlosen Nachahmung amerikanischer Wirtschaftsverfahren in Deutschland mit dem Hinweis: es sei vermessen, die Arbeitsmethoden eines rohstoffreichen und menschenarmen Landes auf ein rohstoffarmes, aber menschenreiches Land zu übertragen.

Seitdem ist mehr als ein Jahrzehnt vergangen. Das amerikanische „Wirtschaftswunder“, das vielen einstmals alles Heil bedeutete, ist zerflattert. Statt allgemeinen Wohlstandes und guter Beschäftigung zunehmende Verarmung, Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit. Offiziell werden heute 13 Millionen Menschen als erwerbslos geführt. Das entspricht etwa einem Viertel der arbeitsfähigen Gesamtbevölkerung und damit dem gleichen Verhältnis wie im Deutschland des Jahres 1932. Arbeitskämpfe und Unruhen haben das Gefühl wirtschaftlicher Sicherheit und Stetigkeit abgelöst. Der Farmer leidet unter Absatzen und völlig unzureichenden Preisen für seine Erzeugnisse. Er sieht demselben ungewissen Schicksal entgegen wie der Arbeiter und Angestellte in den Großstädten, der durch Lohnsenkungen beunruhigt wird. Auch die ursprünglich mit so großen Hoffnungen aufgenommenen staatlichen Maßnahmen zur Wiederbelebung der Wirtschaft sind wirkungslos geblieben, und die aufrüttelnden Rundfunkerkklärungen des Präsidenten finden unter diesen Umständen nur noch einen sehr matten Widerhall in der Bevölkerung.

Auch dem flüchtigen Beobachter, dessen Aufenthalt in USA. knapp bemessen ist, zeigen sich mancherlei äußere Merkmale dieser Depression. Beim Durchwandern Newyorks oder

anderer Großstädte wird sein Blick auf Geschäftshäuser fallen, die gänzlich leer stehen oder nur zum Teil vermietet sind. In Büros und Betrieben lassen unbefetzte Arbeitsplätze den Beschäftigungsrückgang erkennen, und bei einem Gang durch die Straßen großer Fabrikstädte, wie Detroit, werden Erinnerungen an längst vergessene Zeiten wieder lebendig, als auch bei uns noch Scharen arbeitsloser Männer an den Vermittlungsbüros verdrossen herumstanden.

Das alles deutet ebensowenig auf „Prosperity“ hin wie der Aufmarsch plakattragender Streikposten vor einzelnen Geschäften oder Gewerkschaftsversammlungen ausständischer Arbeiter auf dem Union-Square, auf denen unter dem Schutz der Polizeiknüppel der Generalstreik ausgerufen wird.

Noch sind freilich die Geschäftsstraßen der amerikanischen Großstädte, die sich wie Schluchten durch das Labyrinth der Wolkenkratzer hinziehen, von buntem bewegtem Treiben. Kinos, Revuen und Tanzlokale sind überfüllt. Aber all der geräuschvolle Trubel vermag nicht die ernstesten Sorgen zu verdecken, die über dem Land und seinen Bewohnern lagern.

Das Schlagwort „Prosperity“ hat seine Zugkraft eingebüßt.

## III. Turmbau zu Babel.

Auf der Westseite der 5. Avenue, zwischen der 34. und 33. Straße, reckt sich aus dem Häusermeer von Newyork das 1930 fertiggestellte „Empire-State“-Gebäude in den dunstigen blaugrauen Himmel der Riesenstadt. Auch der an amerikanische Superlative und Übertreibungen gewöhnte europäische Besucher wird es seinem Fremdenführer gern glauben, daß dieses terrassenförmig, etwa 380 Meter hoch ansteigende gewaltige Bauwerk wirklich „das höchste Gebäude jeder Art in der Welt“ ist.

Hinter der weißschimmernden Fassade des die Newyorker Mittelstadt, das sogenannte „Grand Central Viertel“, beherrschenden „Empire State“ spielt sich in Zeiten guten Geschäftsganges das geschäftige Leben und Treiben von immerhin 80 000 Menschen ab, also einer Stadt etwa vom Range Remscheids. Heute stehen freilich Reihen von Büroräumen leer, und in dem 102 Stock hohen „Sky-scraper“, der den Eiffelturm noch um 70 Meter überragt, spiegelt sich der anhaltende wirtschaftliche Niedergang in USA. auch für den flüchtigen Beobachter handgreiflich wider.

Den in der Eisenindustrie beschäftigten Besucher interessiert vor allem die Angabe, daß für den Bau des als Träger für 10 Millionen Mauersteine dienenden Stahlgewölbes 85 000 Tonnen Stahl gebraucht wurden, eine Ziffer, die etwa der vierzehnfachen Stahlmenge des bekannten Europa-Stahlskelett-Hochhauses am Anhalter Bahnhof in Berlin entspricht. Mit einer Summe von rund 12 Millionen Dollar, die zur Zeit des Baues noch einen Gegenwert von etwa 50 Millionen Reichsmark ausmachten, erheben sich die Baukosten weit über jedes für derartige Bauten bekannte Maß.

Nur fünf Stockwerke bedecken die Gesamtgrundfläche; schon vom sechsten an springt der turmartige Aufbau 20 Meter zurück. 63 Passagier- und 4 Frachtaufzüge vermitteln den Verkehr im Innern des Gebäudes. Express-Fahrstühle schnellen in weniger als einer Minute 80 Etagen hoch. Besondere Turmaufzüge verbinden das 80. mit dem 86. Stockwerk. Hier befindet sich auch eine große Gaststätte. Den Hauptanziehungspunkt bildet eine um das Turmgebäude herumlaufende Plattform, von der gleichzeitig 2000 Besucher bei Tag und Nacht den wundervollen Rundblick über die ganze Stadt und den nahen Hafen genießen können.

Kein Großstadtlärm dringt dort oben hinauf. In der Tiefe aber erblickt das Auge Autokolonnen, die auf der belebten 5. Avenue gleich endlosen Ameisenzügen langsam dahinfrieden. Und in der weiten Runde erheben die Glieder der großen Wolkenkratzerfamilie schweigend ihr Haupt.

\* Vgl. Ansprache des Herrn Dr. Böglner auf der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute 1927.





„... Und in der weiten Runde erheben die Glieder der großen Wolkenkrägerfamilie  
schweigend ihr Haupt ...“  
Im Mittelpunkt der Stadtteil Rockefeller Center, im Hintergrund der Hudson River mit den Piers der Überseedampfer.





Lichtbild: Rockefeller Center, Inc.

Vielleicht noch stärkere Eindrücke als ein Blick über das Häusermeer von Newyork bei Tage vermittelt ein Gang durch die nächtlichen Straßen. Sogar das sachliche Auge der Kamera erfasst dann Bilder von zauberhafter Schönheit. So zum Beispiel hier, wo hinter der Silhouette der Nikolauskirche das RCA-Hochhaus in den Nachthimmel wächst.

#### IV. Organisation und Kundendienst.

Der amerikanische Geschäftsmann ist stolz auf seine Organisation. Er gibt im vertrauten Kreis durchaus zu, in der künstlerischen Gestaltung nicht ohne weiteres anderen Ländern, wie etwa Deutschland, Vorbild zu sein. Aber die Technik der Organisation, von ihm in langjähriger Arbeit entwickelt, ist das Gebiet, auf dem er sich als Meister fühlt.

Ohne Zweifel bietet die amerikanische Geschäftsorganisation dem europäischen und auch dem deutschen Besucher manche Anregungen. Schon die verschiedenen Arten der Reklame und ihrer Erfolgskontrolle ergeben interessante Aufschlüsse, wenn auch die besonders gelagerten Verhältnisse der großen nordamerikanischen Union und die Geisteshaltung ihrer Bevölkerung stets berücksichtigt werden müssen.

Jeder Werbefeldzug wird sehr sorgfältig vorbereitet. Zunächst muß der Kreis der zu interessierenden Kunden festgestellt und abgegrenzt werden, was bei der großen Bevölkerungsziffer von 130 Millionen Einwohnern nicht einfach ist. Man bedient sich hierzu sogenannter Zirkulationsanalysen großer Verlagsunternehmen, die auf eingehenden statistischen Untersuchungen beruhen.

Solche Marktanalysen sind ein sehr gebräuchliches Mittel für Verkäufe jeder Art. Als Maßstab für die Kaufkraft der Bevölkerung gilt in erster Linie der Besitz eines Automobils. Es gibt große Adressenverlage, die eigene „motorstatistische“ Abteilungen unterhalten, in denen monatlich sämtliche neuen Automobilverkäufe, nach Herstellungsfirmen getrennt, zusammengestellt werden. Diese Monatsliste ergibt eine Übersicht darüber, in welchen Bezirken die besten Geschäfte gemacht wurden, und bildet damit ein gutes Hilfsmittel für die Beurteilung der Kaufkraft der verschiedenen Gebiete. In einer weiteren Abteilung einer solchen Firma werden durch eine weitverzweigte, über das ganze Land verstreute Organisation von Agenten Auskünfte zur Feststellung der Kaufkraft der Kundschaft unter besonderen Gesichtspunkten eingezogen, so z. B., wer Bewohner eines Ein- oder Mehrfamilienhauses ist, welche Miete gezahlt wird, ob der Betreffende Autobesitzer oder Wagen, wie lange das Auto in seinem Besitz ist, ob es bar bezahlt wurde oder auf Abzahlung.

Schon diese kurzen Hinweise lassen erkennen, welche Bedeutung der Amerikaner der statistischen Marktforschung beilegt. Ein bekanntes Verlagsunternehmen in Philadelphia,





Sichtbild: Rockefeller Center, Inc.

... und hier reht sich das gleiche Gebäude, das Haus der 100 000 Fenster, vor uns auf.  
 (Der Leser findet es, aus einer dritten Perspektive gesehen, noch einmal auf dem Luftbild Seite 21.)

das neben zwei anderen bedeutenden Zeitschriften die größte Wochenzeitschrift, „Saturday Evening Post“, mit einer Auflage von  $3\frac{1}{4}$  Millionen Exemplaren zum Preise von  $12\frac{1}{2}$  Pf. Das Stück herausgibt, stellt jedes Vierteljahr neue Marktanalysen, vor allem über Kaufwertklassen in einzelnen Städten, auf, deren Ergebnisse auf Landkarten eingetragen werden. Das gleiche Unternehmen berät seine Kundschaft aber nicht nur über alle Werbemöglichkeiten, sondern unterhält sogar eine eigene Versuchsstation zur Prüfung der Waren, die in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften angepriesen

werden. Dadurch soll das Vertrauen des Lesers zur Wahrheit der Reklame gefördert werden.

Eine andere, aus der eigenartigen Entwicklung des Landes zu erklärende, interessante Form des Kundenendienstes, die im Laufe der Jahre sehr ausgebaut wurde, ist die Organisation des Postversandes der zum täglichen Leben notwendigen Bedarfsgegenstände. Man braucht nur an die ersten Zeiten der industriellen Entwicklung Amerikas zurückzudenken, als die Großstädte aus dem Boden emporwuchsen, das Land aber noch nicht, so wie heute, durch weitverzweigte Autostraßen



und Eisenbahnlinien dem Verkehr erschlossen war, um zu verstehen, weshalb sich in den Vereinigten Staaten die Organisation von Postversandgeschäften so großartig entwickeln konnte. Damals kam der Farmer nur in Ausnahmefällen einmal in die Stadt, um hier seine Einkäufe zu machen. Meist sehr weit entfernt von der nächsten Stadt wohnend, hatte er es nicht leicht, seinen Bedarf an Hausrat, Kleidung und Wäsche zu decken. Diese Verhältnisse führten dazu, daß sich eine Anzahl großer Geschäfte entwickelten, die in erster Linie auch die Landbevölkerung mit allen zum Lebensunterhalt notwendigen Dingen beliefern. Zwei der bedeutendsten Unternehmungen dieser Art haben ihren Sitz in Chicago, der Geschäftsmetropole des Mittelwestens, von wo aus vorzügliche Eisenbahnverbindungen nach allen Richtungen des Landes führen.

An Hand eines Kataloges von etwa 1000 Seiten, der in einer Auflage von 7 Millionen Stück der Kundschaft zweimal jährlich zugeht, können alle Gegenstände des täglichen Bedarfs vom Schnürsenkel bis zum fertigen Holzhaus bestellt werden. Die Geschäfte verfügen über ausgedehnte Lagerhallen, da alle gewünschten Waren sofort greifbar sein müssen. Um sich einen Begriff von der Größe des Warenumschlages machen zu können, sei erwähnt, daß jährlich rund 150 Millionen Aufträge (also arbeitstäglich 300 000 Sendungen!) von einem dieser Häuser abgefertigt werden; hiervon kommen etwa 6 Millionen Sendungen, d. h. 4 % der Aufträge, die aus irgendwelchen Gründen nicht abgenommen werden, wieder zurück.

Zieht man einen Querschnitt durch einzelne Gebiete der amerikanischen Geschäftsorganisation, so ist unumwunden zuzugeben, daß die Amerikaner hier Vorbildliches geleistet haben. Um so erstaunlicher ist aber, daß das gleiche Land, dessen wirtschaftliche Hilfsmittel geradezu unerschöpflich sind, nicht die Fähigkeit besitzt, die heutigen Absatzschwierigkeiten zu meistern. In der Tat scheint es sich hier weniger um eine Krise der Organisation als um eine solche der Staatspolitik zu handeln.

## V. Newyork — Detroit — Chicago — Washington. 3000 Kilometer auf amerikanischen Eisenbahnen.

In der Vorstellungswelt des Amerikabesuchers, der zum erstenmal das Land bereist, spielt der Pullmanzug eine Rolle. Man weiß, daß weite Strecken auf der Eisenbahn zurückzulegen sind, selbst wenn sich „nur“ Entfernungen von rund 1500 Kilometer ergeben, wie die Fahrt von Newyork nach Chicago.

Um so größer ist die Enttäuschung für den europäischen, durch viele neuartige Eindrücke ermüdeten Fahrgast, der einen Pullman-Schlafwagen zum ersten Male betritt. Eine dumpfige Luft umfängt uns in dem schmalen Mittelgang, zu dessen beiden Seiten je 14 Unter- und Oberbetten ohne jede Trennwand hinter Segeltuchvorhängen aufgeschlagen sind. Hier weist der devot lächelnde schwarze Schlafwagenschaffner „Ladies links, Gentlemen rechts!“ die bestellten Plätze an.

Die erste Scheu legt sich bald, und jeder sucht nun, so gut es ohne Störung für die Nachbarn geht, auf der geräumigen Lagerstätte seine Kleidungsstücke unterzubringen, um sich dann hinter dem durch Druckknöpfe verschließbaren Vorhang zur Ruhe zu begeben. Ein kleiner Ventilator, vom Bett aus zu bedienen, säuselt ein sanftes Schlummerlied, bis in der Frühe eine schwarze Hand den Schläfer aus schönen Träumen jäh erweckt. Die „Bequemlichkeiten“ der Morgentoilette, bei der sich alle, gewöhnlich in der Überzahl befindlichen, männlichen Reisenden über die Benutzung eines Waschraumes mit vier kleinen Waschbecken verständigen müssen, sind nicht gerade geeignet, dem Komfortbedürfnis des Amerikaners ein besonders gutes Zeugnis auszustellen.

Für diese nicht allzu ansprechende Art der Beförderung im

Pullman-Schlafwagen, dessen Betten tagsüber in Sitzbänke umgewandelt werden können, entschädigen allerdings manche sonstigen Einrichtungen und Aufenthaltsmöglichkeiten in den Zügen. Neben dem Speisewagen, dessen schwarze Bedienung alle Wünsche eines verwöhnten amerikanischen Reisepublikums zuvorkommend und schnell erfüllt, dient eine Anzahl von Sonderwagen, wie ein Aussichtswagen am Ende des Zuges, Lunchwagen mit Cocktailbar, Klubwagen mit besonders bequem angeordneten drehbaren Sesseln usw., für deren Benutzung ein geringer Zuschlag bezahlt werden muß, zur weiteren Bequemlichkeit der Gäste. Die Eisenbahnen, die sich bekanntlich in Privatbesitz befinden, wetteifern im übrigen durch einen gut ausgebauten Kundendienst miteinander um die Gunst des Reisenden.

Wer auf deutschen Eisenbahnen eine Rundreise von 3000 Kilometer machen will, muß schon einen recht weiten Radius ziehen, der ungefähr dem Schienenweg Hamburg—Köln—München—Berlin—Königsberg—Hamburg entspricht. In den Vereinigten Staaten kann man damit allenfalls einen Umkreis abstecken, der von Newyork bis zur kanadischen Grenze bei den Großen Seen und Detroit im Norden, Chicago im Westen und Washington im Süden verläuft. Dieses Viereck begrenzt im wesentlichen den östlichen Teil der Union und umschließt rund 11 Einzelstaaten, also noch nicht einmal ein Viertel der Gesamtzahl der Bundesstaaten.

Chicago gilt als Hauptstadt des Mittelwestens, bildet aber gerade den Endpunkt des ersten Drittels der großen Verbindungslinie Newyork—San Franzisko, die etwa ebenso lang ist wie die Entfernung beispielsweise von Bremen nach Newyork. Diese Größenverhältnisse muß man sich immer wieder vergegenwärtigen, um Entwicklung und Lage des Landes verstehen und beurteilen zu können.

Vier große Städte waren die Etappen der Studienreise, die uns in zehn Tagen von Newyork aus durch die Oststaaten führte. Jede dieser Städte beherbergte uns durchschnittlich drei Tage, eine Zeitspanne, die durch fachliche Besichtigungen voll ausgefüllt war und uns gewissermaßen nur „am Rande“ Gelegenheit zum Einblick in das Leben von Land und Leuten bot. Abgesehen von einer Reihe gleichartiger Grundzüge, die sich aus dem stürmischen Entwicklungstempo der amerikanischen Fabrik- und Handelsstädte erklären, offenbart sich selbst aber dem eilenden Besucher bei näherer Betrachtung im Stadtbild jeder der besuchten Städte ein ganz bestimmter Charakter, der mit einigen Strichen kurz skizziert sei.

Nicht ganz auf der Hälfte des Weges von den Niagarafällen nach Chicago, hart an der kanadisch-amerikanischen Grenze, die hier von dem Fluß gleichen Namens gebildet wird, liegt Detroit, die Stadt der Automobilkönige und Automobilbesitzer.

Der Fremde verbindet mit Detroit meist den Begriff der Ford-Stadt. Tatsächlich gibt es hier aber noch eine ganze Reihe anderer, teilweise führender Automobilfirmen, wie „General Motors“, „Chrysler“, „Packard“ usw., die mit den dort ansässigen übrigen insgesamt etwa 20 Fabriken der gleichen Branche rund 75 % aller in den Vereinigten Staaten hergestellten Automobile erzeugen.

Die Automobilstadt ist zugleich eine Hafenstadt ersten Ranges. Auf dem Detroit River, der den Huron- und St.-Clair-See mit dem Eriesee verbindet, wickelt sich in normalen Zeiten ein außerordentlich lebhafter Schiffsverkehr ab, dessen Güterumschlag bis zu 75 Millionen Tonnen jährlich beträgt (vergleichsweise sei bemerkt, daß in allen deutschen Rheinhäfen im letzten Jahre insgesamt etwa 70 Millionen Tonnen umgeschlagen wurden). Heute macht sich allerdings auch im Schiffsverkehr des Detroitter Hafens die allgemeine Wirtschaftskrise bemerkbar, die beispielsweise bei Ford zu einer Verringerung der Beschäftigtenziffer um rund die Hälfte geführt hat.





Abendlicher Blick über den Michigansee auf Chicago.

Bild 12: D. G. Herppé.

Neben dem Industrie- und Hafenplatz kommt aber auch die Wohnstadt Detroit zu ihrem Recht. In kilometerlanger ausgedehnter Front zieht sich am schönen St.-Clair-See, der — ein Beispiel für die Größenverhältnisse — etwa so groß ist wie der Bodensee, ein vornehmes Wohnviertel entlang. Daran schließen sich breite Straßenzüge mit typischen kleinen, teilweise im Kolonialstil erbauten Wohnhäusern, die ohne Gartenzäune frei im Grünen stehen.

Wer Detroit und die Fordwerke besucht, wird nicht ver säumen, auch eine eigenartige Schöpfung des Begründers der großen Automobilfabrik kennenzulernen. Nur einige Meilen vor den Toren der Stadt erhebt sich unweit des ausgedehnten Laboratoriums der Fordschen Unternehmung und eines ehemaligen Flugplatzes, der heute als Prüfstand für Automobile dient, mitten in Wiesen und Buschwerk ein mittelalterliches Dorf, Greenfield Village. Hier hat der Automobilkönig ein typisch amerikanisches Dorf aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet, das als Kulturdenkmal späteren Generationen den Werdegang der amerikanischen Technik bildhaft zeigen soll. Das Dorf enthält in bunter Mischung die verschiedensten Gebäude und Werkstätten aus der Frühzeit der Technik. Henry Ford hat sie aus den entfernlichsten Teilen des Landes herbeigeschafft und an dieser Stelle in historischer Treue wieder aufgebaut. Hier liegen, im Grünen verstreut, um einen Marktplatz die öffentlichen Gebäude, Kirche, Schule, Gerichtsgebäude und Rathaus. Weiter ab reckt die Cape-Cod-Windmühle, die älteste ihrer Art, ihre Flügel in den Himmel. Eine alte Dorfschmiede gehört ebenso zu den Erinnerungsstücken dieses dörflichen Museums wie eine Anzahl historischer Werkstätten, die, wie das Fahrradgeschäft der Gebrüder Wright, als Geburtsort des Flugzeuges, die erste Konstruktionswerkstatt des Fordwagens und eine Reihe weiterer handwerklicher Betriebe, Marksteine der technischen Entwicklung Amerikas bedeuten. Getreu dem historischen Aufbau der Anlage gelangen Automobile nur bis zum Eingang des Dorfes, während den Verkehr innerhalb der Ortschaft eine pferdebespannte Postkutsche versieht.

Der Zug, der den Reisenden von Detroit nach Chicago führt, berührt unmittelbar nach dem Verlassen der Automobilstadt Greenfield Village. Noch einmal fällt der Blick im Fluge auf die stummen Zeugen der Frühzeit amerikanischer Technik, die hier gewissermaßen im Schatten der Wolkenkräner hinter einer weißen Mauer ein beschauliches Dasein führen. Blichsichtartig tritt der scharfe Gegensatz von Vergangenheit und Gegenwart nochmals zutage. Nach wenigen Augenblicken entschwindet Greenfield Village, und der Zug bringt den Reisenden in schneller Fahrt in die Stadt, die, frei von Erinnerungen an die Vergangenheit, nur ihrer Entwicklung zur zweitgrößten Stadt und zum führenden Handelsplatz der Vereinigten Staaten lebt.

\*

Chicago, vor hundert Jahren noch eine kleine Indianersiedlung am Michigansee, hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Schon die doppelstimmige indianische Erklärung des ursprünglichen Namens „Che Ca Gou“ als „Stinzwiebel“ und „Stimme des Großen Geistes“ läßt auf widerspruchsvolle Kräfte dieses heutigen Welthandelsplatzes schließen. Übelriechende Abwässer des Chicago River verunreinigten einst das klare Gewässer des Michigansees. Kurz entschlossen machten die fremden Kolonisatoren den kühnen Versuch, mit Hilfe des Durchstoßes einer Wasserscheide den Flußlauf in die umgekehrte Richtung zum Illinois River und Mississippi abzuleiten. Nun konnte sich die Stadt an dem breiten, schönen Strand des großen Sees unbehindert entfalten.

An dem unerhört schnellen Tempo dieser Entwicklung mag es liegen, daß die Gegensätze kaum irgendwo so hart aufeinanderstoßen wie hier. Die Kriminalgeschichte der Gangsterstadt verzeichnet zwanzigmal so viele Morde wie in ganz England. Al Capone, der berühmte Staatsfeind Nr. 1, trieb hier sein Unwesen. Man konnte ihm übrigens keine seiner zehn Mordtaten nachweisen und verurteilte ihn deshalb nur wegen „Steuerbetruges“ zu 10 Jahren Zuchthaus, aus dem ihn





Chicago am Michigansee.

Lichtbild: Saehle-Maurius.

wahrscheinlich ein Gnadenlaß der nächst vorzeitig herausführer wird.

Ein gut organisiertes Polizeiwesen über wacht nach generalstabsmäßigem Plan die Sicherheit der Bürger, die unbeständig um tägliche Raubüberfälle ihren mancherlei Geschäften nachgehen. Sie tun dies in dem stolzen Bewußtsein, eine Sonderklasse von Menschen zu bilden, und in der Tat findet sich dort ein Menschenenschlag, der durch besondere Energie und geschäftlichen Instinkt sich auszeichnet.

Schon der Aufbau der Stadt zeigt von einer unbändigen Willenskraft ihrer Begründer, die selbst vor einer Verlegung des Chicago River nicht haltmachten.

Die Gründerpioniere, französische Kolonisten aus Kanada, wurden inzwischen längst durch ein buntes Völkergemisch abgeöst. Der Anteil des deutschen Elements mit etwa einem Drittel der Gesamtbevölkerung von rund 3½ Millionen ist recht beträchtlich.

Zuritten eines reichen Agrargebietes hat sich Chicago, heute der größte Eisenbahnknotenpunkt der Welt, nicht nur im Handel mit Vieh, Getreide, Eisen und Holz zum führenden Platz entwickelt, sondern auch als Sitz zahlreicher Industrien Bedeutung erlangt.

In einer Bahnfahrt von einer halben Stunde am Südpol des Michigansees entlang, der sich nach Norden hin in einer Länge von 360 Kilometer, also etwa der Entfernung Düsseldorf—Berlin, erstreckt und mit einer größten Breite von 135 Kilometer der offenen See gleicht, gelangt man nach Egan. Schon vom Zug aus deutet die soldatisch ausgerüsteten Reihen, hochragender Kamine und Schrägaufzüge darauf hin, daß die amerikanische Stahlindustrie sich hier in fast günstigster Lage zu der über die Großen Seen erreichbaren Eisenerzgruben im Norden in den Caragee- und Illinois-Eisenschmelzen ein wichtiges Zentrum geschaffen hat.

Diese verschiedenartigen Standortbedingungen haben dem Gesicht Chicagos ihren Stempel aufgedrückt.

Neben größten Prunk und Reichtum, der sich in den palastartigen Wohnhäusern und riesigen Hotels mit Tausenden von Zimmern am breiten Strand des Michigansees widerspiegelt, stößt man auf verwahrloste Wohnviertel und Straßenzüge, über die die stürmische Entwicklung anscheinend achtlos hinweggefegt ist.

Der Zustrom auswärtiger Arbeitskräfte, vor allem farbiger Herkunft, tritt in dem Straßenbild der Stadt ebenso hervor wie in bestimmten Gewerbebezügen, deren Arbeitsweise, wie etwa der Betrieb der tiefen Schlachthäuser, Körperkraft und Gefühllosigkeit erfordert. So ist das schwarze Element dem weißen auf dem Fuß gefolgt und hat die früheren Wohnstätten des weißen Herrn bezogen, der sich Paläste und ausgedehnte Besitzungen in den schönen Parkanlagen am Seeufer geschaffen hat, dort, wo nur noch verinkelte Denkmäler davon zeugen, daß hier vor kaum hundert Jahren die heute fast ausgestorbenen roten Ureinwohner des Landes sesshaft waren.

\*

Mit einem Gefühl der Entspannung verläßt der deutsche Besucher am frühen Morgen in Washington den Schlafwagen der „Baltimore and Ohio Railroad“, die ihn in sechzehnständiger Fahrt, zuletzt durch das lieblich gewundene Tal des Potomac, von Chicago nach der Bundeshauptstadt gebracht hat. Das geräuschvolle Leben der Weltstadt, Lärm und Tempo des Straßenverkehrs, der blendende Reiz einer verschwenderischen Lichtreklame, die Anpreisungen zahlloser großer Geschäftshäuser und nicht zum wenigsten der plötzliche Wettersturz in Gefolge eines heftigen „Blizzard“, der, als organisierte Schneesturm von den Höhen der Rocky Moun-





### Die Bundeshauptstadt Washington.

Im Vordergrund das Lincoln Memorial, dahinter das Washington Monument, im Hintergrund das Kapitol.

tains aus Kolorado über Nacht hereingebrochen, zu erheblichen Verkehrsstörungen auch in Chicago geführt hatte, lagen uns noch in den Gliedern. Aber schon die kurze Fahrt zum Hotel durch breite, stille Straßen, an parkartigen Anlagen vorbei, die nicht mehr von Wolkenkratzern umsäumt werden, wirkt beruhigend auf die Nerven.

Jetzt, wie auch später bei Ausflügen in die nähere Umgebung, lernen wir verstehen, weshalb George Washington vor nun fast 150 Jahren diesen Platz unter 24 verschiedenen anderen als Bundeshauptstadt, Regierungssitz und Wohnort des Präsidenten der Vereinigten Staaten auserwählt hat. Die landschaftliche Schönheit der anmutigen, durch den breiten Flußlauf des Potomac bestimmten Gegend muß jeden Fremden bestricken. Dazu die großzügige Anlage der Stadt mit ihren ausgedehnten Parkanlagen, repräsentativen, meist in klassischem Stil errichteten Regierungsgebäuden, wirkungsvollen Denkmälern und einer geradezu südländischen Vegetation.

Der europäische Charakter der Stadt macht sich auf Schritt und Tritt bemerkbar, und nur die dunkelhäutigen Gestalten erinnern gelegentlich daran, daß wir uns auf dem amerikanischen Kontinent befinden. Dehnten sich noch am Abend zuvor zu beiden Seiten unseres Zuges die weiten, tiefverschneiten Flächen von Indiana aus, so wölbt sich heute über uns ein unwahrscheinlich blauer Himmel, wie etwa in Palermo, das auf dem gleichen Breitengrade liegt.

Eine Auffahrt zur Spitze des Washington-Monuments, eines 170 Meter hohen Obelisken in den Parkanlagen gegenüber dem „Weißen Haus“, dem Wohnsitz des Präsidenten, vermittelt binnen einer Viertelstunde einen einzigartigen erschöpfenden Rundblick über Washington und seine nähere Umgebung. Wie ein buntes Mosaikbild breitet sich zu unseren

Füßen im Grünen die Hauptstadt des Landes aus. Im nahen Umkreis das Regierungsviertel mit dem „Weißen Haus“, am Ende breitflächiger Rasenanlagen, die von schnurgeraden Zufahrtsstraßen durchschnitten werden, auf einer Anhöhe das „Kapitol“, das Parlamentsgebäude der Vereinigten Staaten.

Ein Besuch des 25 Kilometer flußabwärts gelegenen amerikanischen Nationalheiligtums, „Mount Vernon“, bildet den Abschluß unseres Aufenthaltes in Washington. Die Fahrt dorthin auf der gepflegten breiten Uferstraße an parkartigen Wiesen entlang, aus denen dunkle Lebensbäume hervorleuchten, zur Linken das glitzernde Band des Stromes, ist reich an Abwechslungen. Ein Rundgang durch das ehemalige Besitztum George Washingtons mit dem schlichten hölzernen Wohnhaus, seiner Geburts- und Sterbestätte, auf einer freien Anhöhe oberhalb des Potomac und dem von hohen Laubbäumen beschatteten einfachen Grabmal des ersten Präsidenten auf halbem Hang weckt manche historische Erinnerung auch aus der preußisch-deutschen Geschichte: Potsdam und Mount Vernon, Symbol und Wallfahrtsort für Tausende jährlicher Besucher, umschließen eine große Tradition und erhalten über alle Zeiten hinweg das Andenken an zwei Feldherren und Staatsmänner, die ihrem Jahrhundert Gestalt und Inhalt gegeben haben.

Nach all den eindrucksvollen Erlebnissen der Vortage kam Philadelphia, die „Stadt der brüderlichen Liebe“, die etwa auf der Mitte des Weges zwischen Washington und New York liegt und in zweieinhalbstündiger, wenig abwechslungsreicher Bahnfahrt mit dem bequemen Stromlinienzug erreicht wird, nicht mehr viel Neues bieten. Wohl gibt es hier manche historisch interessante Plätze, die Erinnerungen wachrufen an die Zeit der Loslösung der 13 englischen Provinzen vom





Das Kapitol in Washington.

Sichtbild: Otto Behrens.

Mutterland, als Philadelphia Bundeshauptstadt wurde. Namen tauchen auf, die, wie die Vorstadt „Germantown“, davon zeugen, daß deutsche Einwanderer auch am Anfang dieser drittgrößten Stadt Amerikas von Anbeginn tatkräftig mitgewirkt haben. Aber dies alles wird doch überschattet von dem großstädtischen Treiben der Zweimillionenstadt, als deren erster Eindruck bei einem nur eintägigen Besuch Wolkenkratzer, Fabrikbauten und ein schmutziges Negerviertel im Gedächtnis haften geblieben sind. Mag auch diese betriebsame Stadt in der näheren und weiteren Umgebung ihre landschaftlichen Reize besitzen, wie der langgestreckte Fairmount-Park zu beiden Seiten des sich durch Philadelphia hindurchschlängelnden Schuylkill River und das belebte Flußtal des hier über ein Kilometer breiten Delaware, dem heimwärtsstreben-

den Reisenden ist vor allem das Gesicht der nüchternen Arbeitsstadt zugewandt, in der Handel und Gewerbe stark hervortreten.

Au einem späten Abend hatten wir Newyork verlassen, um gewissermaßen im Blitzzugtempo verschiedenartige Einrichtungen des Landes kennenzulernen. Mit vielen Eindrücken und mancherlei Erfahrungen kehrten wir nach zehntägiger Rundfahrt wiederum an einem Abend, dessen Dunkel durch die über den Hudson hinweg grüßenden unzähligen erleuchteten Fenster des Newyorker Geschäftsviertels erhellt wurde, an unseren Ausgangspunkt zurück. Erst jetzt war uns das volle Verständnis aufgegangen für die Schwierigkeiten, die das Studium eines so großen Landes und seiner vielfältigen Kräfte bietet.



# Bücher werden Heimat . . .

Von Johan Luzian, Asuncion (Paraguay).

Welcher Schatz das deutsche Buch im fremden Land ist, wie es den Menschen in Steppe und Wildnis, fernab von den Stätten der Kultur, ein Stück davon und vor allem ein Stück Heimat bedeutet, schildert hier unser Mitarbeiter Johan Luzian. Das Geschick ver- schlug ihn nach Südamerika, nach Paraguay, wo er eine Deutsche Bücherstube begründete, in der die festen, unlöslichen Wurzeln des Auslandsdeutschtums, die es an das Mutterland binden, in kleinen Erlebnissen auf eine rührende Art zutage treten.

Wenn man in Hamburg auf einen der schönen großen Dampfer steigt, um nach der südlichen Halbkugel zu reisen, wird man so in vier Wochen den braunen La Plata- strom hinauffahren und in Buenos Aires den Kai betreten, der sich nicht viel von allen anderen Kais in großen Hafens- städten unterscheidet. Südamerika fängt erst an, wenn man die erste Nacht auf dem Flußdampfer hinter sich hat, der den Parana hinauffährt, wenn man morgens in die grüne Wildnis des Riesenstromes starrt und mit jedem Tage stärker die un- geheure Weite und Leere dieses Kontinents spürt. Und nach vier Tagen und Nächten ist man in Paraguay.

Braune Menschen, Marktweiber auf Eseln, Straßen unter einer grüngoldnen Wolke von Drangenbäumen, die sich heiter in Schmutzlachen spiegeln, unfasbarer Stil der Häuser, wie Festungen höhnisch und feindlich, Geierscharen hoch in der blauen Stille über dem Rio, dicht am Ohr spanische Ge- spräche, Rufe in der Ursprache des Volkes, Geschrei barfuß rennender Zeitungslümmel.

Man geht in den Quadern der Stadt umher, man friert vor Fremde und Müdigkeit und freut sich über jeden deutschen Namen, den man aus fremdartigen Sprachumkleidungen irgendwo herausfindet. Und in einer dieser Straßen von Asuncion entdeckt man nun wohl auch an einem Haus, in dessen Garten eine schöne Palme steht, ein Schild an der Mauer: Deutsche Bücherstube . . .

Diese Deutsche Bücherstube ist mein Eigentum. Ich habe sie mir geschaffen, und jedesmal, wenn ich nach Hause komme, freue ich mich wieder über diesen Namen, den ich da angemalt habe. Fünf Wochen Reisezeit von Deutschland entfernt und mitten in Südamerika.

Die Tür meiner Buchhandlung steht meistens offen, und es weht viel Staub herein. Und mit dem Staub kommt heute wohl ein Reiter aus der Campana, der sein Pferd irgendwo eingestellt hat und nun sporenklirrend Besorgungen macht. Auch bei mir. Oder es kommen morgen mit dem Zug aus dem Innern oder dem wöchentlichen Dampfer aus dem Norden, vom Chaco den Rio herunter, Kolonisten, Fellhändler, Almaceneros, Ingenieure, Handwerker, der eine, der andere. Und dann stehen wir an meinen Regalen und halten Bücher in der Hand, blättern, sehen uns an, fragen uns an. Zuerst fragt man: „Woher?“ Und man meint nicht Villa Hayes oder Ybitini oder Altos oder Concepcion in diesem weiten Lande Paraguay, wo man ein Haus hat, Plantagen, Ge- schäfte, sondern man meint Franken oder Schlesien oder Rhein- land. Denn wenn wir auch alle ein Vaterland haben und eine Muttersprache, im Buch sucht man hier draußen noch etwas dazu, vielleicht ein Stück Kindheit und gewisse Züge in einem Gesicht, das man einmal hatte und das sich unter dem Einfluß der Fremde so merkwürdig wandelt. Es ist für den ganzen Tag genug, wenn man deutsch ist, aber die Lese- und Abends unter dem Moskitoneß oder auf der Terrasse, da will man mal nicht unter stebzig Millionen sein, sondern nur unter einem Dutzend Leute, die man genauer kennt. Keine Heimatdichtung, nein, aber ein Stück Straße könnte darin vorkommen, die man mal gegangen ist, oder ein Bahnhof, oder ein Fluß. Und ich reise also mit dem einen in das stille Ostpreußen Ernst Wiecherts und mit dem andern in die Rheinpfalz von Robert Betsch und mit dem Siebenbürger von der Kordillere in das kleine Land und Volk Jillichs. Ja, so ist das: Bücher werden Heimat, und ich stehe an den Bücherborten da und teile aus, wie der liebe Gott . . .

Nun sollt ihr aber nicht meinen, es ginge den ganzen Tag so bei mir zu und die lieben Landsleute rissen sich um die Bücher, die ihr da drüben aus der Stille schreibt. Von den zwanzigtausend Deutschstämmigen, die in Paraguay wohnen, fallen zehntausend weg, weil sie kaum jemals, weder drüben noch hier, ein Buch lesen würden. Und vielen Tausend fällt es nach ein, zwei Generationen schon schwer, deutsch und dazu noch gotische Schrift zu lesen. Sie sprechen deutsch, gewiß, aber diese Sprache hat einen sehr engen Raum, es fehlt ihr jeder Glanz, und die schönen und kühnen Bilder der Dichter verursachen Kopferbrechen. Trotzdem, ein paar Hundert von den Zwanzigtausend bleiben übrig, die nicht nur das deutsche Fachbuch, diesen wunderbaren Reichtum in den be- scheidenen Gewändern billiger Sammlungen suchen, sondern die gerade hier zum „Grünen Heinrich“ und zum „Hunger- pastor“ und zur „Effi Briest“ finden. Da reitet einer als Auf- seher einer Estancia ein, zwei Wochen über die weiten Kämpfe, und wenn er dann nach Hause kommt, will er E. T. A. Hoff- mann lesen . . . Nur ganz wenige wollen leichte Lektüre, die meisten wollen gute Bücher. Ich horche in jeden meiner „Kunden“, die bald zu guten Bekannten werden, hinein: wen möchtest du zu Gaste laden zwischen Bananen und Zuckerrohr unter das Blechdach deines Hauses, darin die Hitze brüht und die Moskitos sirenen? Den Meister „Eckehard“ oder das Schulmeisterlein Wuz? Ludwig Thomas Bauernschelme oder Frenssens Leute von der Küste? Oder willst du mit Dwingers „Letzten Reitern“ nach Osten ziehen, mit Wehners „Sieben“ vor Verdun liegen? (Du warst ja irgendwo einmal dabei!) Und lange, wenn der Mann weg ist, zerbreche ich mir noch den Kopf: ob es das Richtige war? . . . Manchmal glückt diese mystische Verbindung, die man schaffen will, nicht, dann bringt einer den „Arzt Zion“ wieder und nimmt doch lieber einen Unterhaltungsroman. Aber manchmal hauf mir einer auf die Schulter und sagt: Mensch, der Kolbenheber, der Paracelsus! Das ist ein Buch! . . . Oder jemand geht schnup- pernd die Borte entlang und fragt: Haben Sie nicht noch was von dem Emil Strauß? . . .

Ja, das ist hier ein kleines Land auf diesem großen Konti- nent, und alle zwanzigtausend Deutschsprechenden sind kaum so viel wie in einer deutschen Kleinstadt an Menschen. Dabei wohnt der eine oben am Rio Apa und der andere am Alto Parana, der dritte auf dem Waldrücken der Kordillere, der vierte im grauen Staub des Chaco. Aber wo er auch sitzt, da breitet ihm Michows „Vorsommer“ eine frische, klare, deutsche Felderlandschaft aus oder führt ihn Ricarda Huch durch die alten Städte. Und wenn jemand den langen Weg von Inde- pendencia nach Villarrica reitet, durch Wald, in dem morgens die Affen schreien, über den großen Kamp, auf dem mittags die Hitze flimmert, was soll er in Staub und Einsamkeit beim Schritt des Pferdes denken? Soll er an die Baumwolle denken, ob die Heuschrecken dieses Jahr kommen, an Vieh und Plagen? Nein, es ist besser, vielleicht an Grimms Cornelius Frieboff oder an den Hauptmann Erkert zu denken, und es ist manchmal ein großes Glück, sich eines Verses zu erinnern; eines Verses von Hölderlin vielleicht:

An deinen Strömen ging ich und dachte ich,  
indes die Töne schüchtern die Nachtigall  
auf schwanckender Weide sang und still auf  
dämmerndem Grunde die Welle weilte . . .

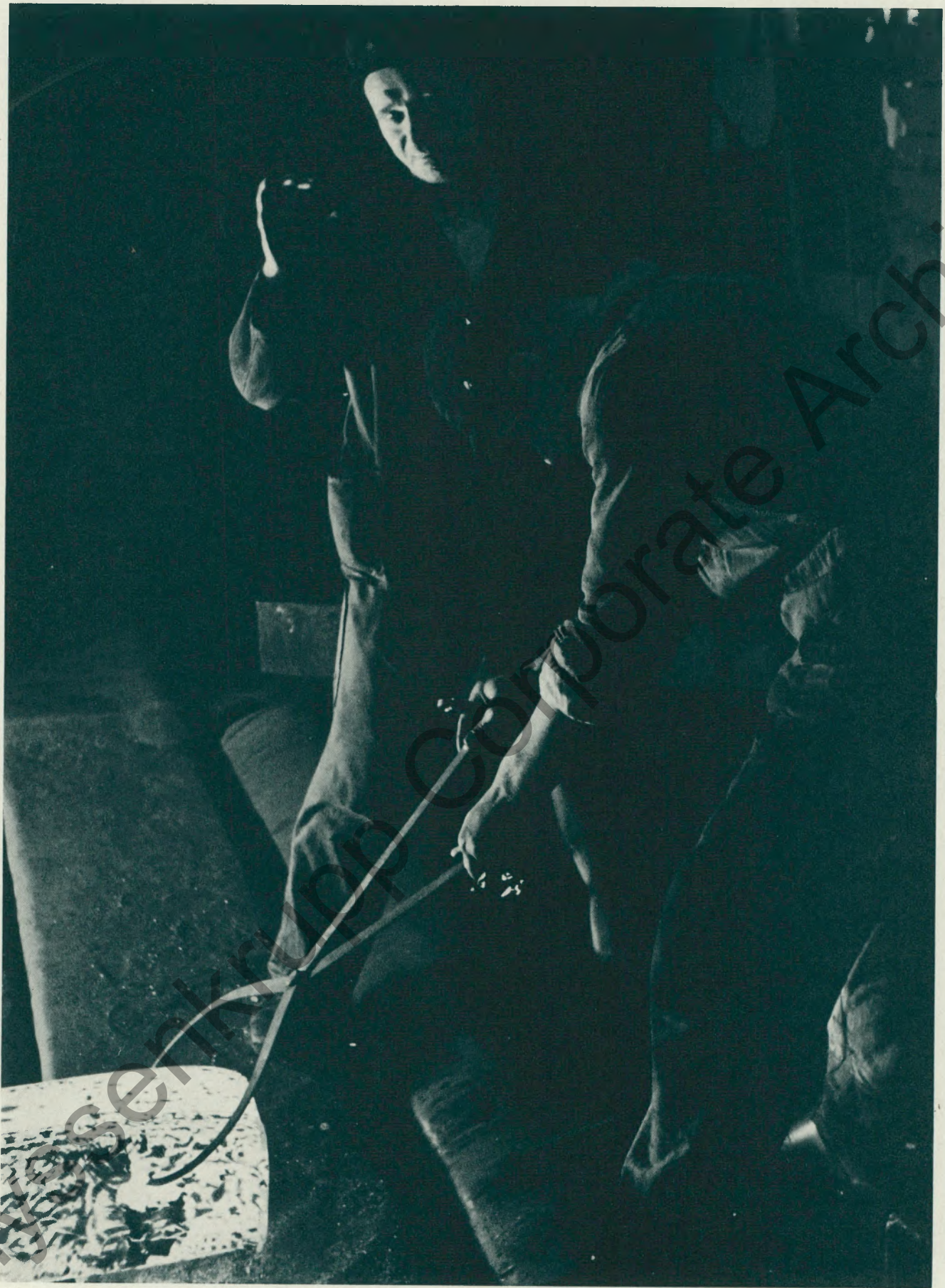




Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

Koksosenbatterie und Kohleturm der Kokerei „Nordstern“  
Welsenkirchener Bergwerks-A.-G. (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

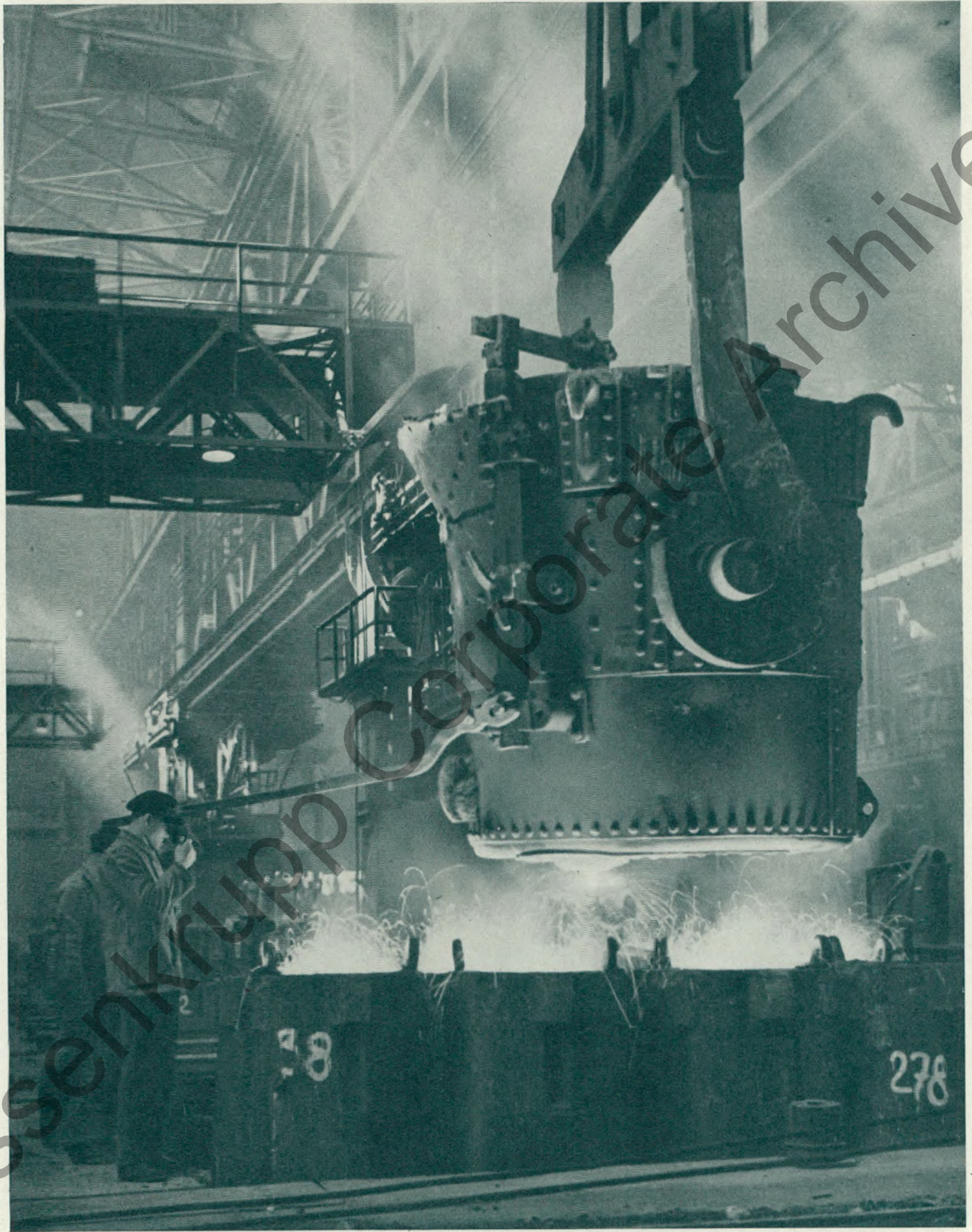




Im Blockwalzwerk der August Thyssen-Hütte AG., Hamborn.  
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)

Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

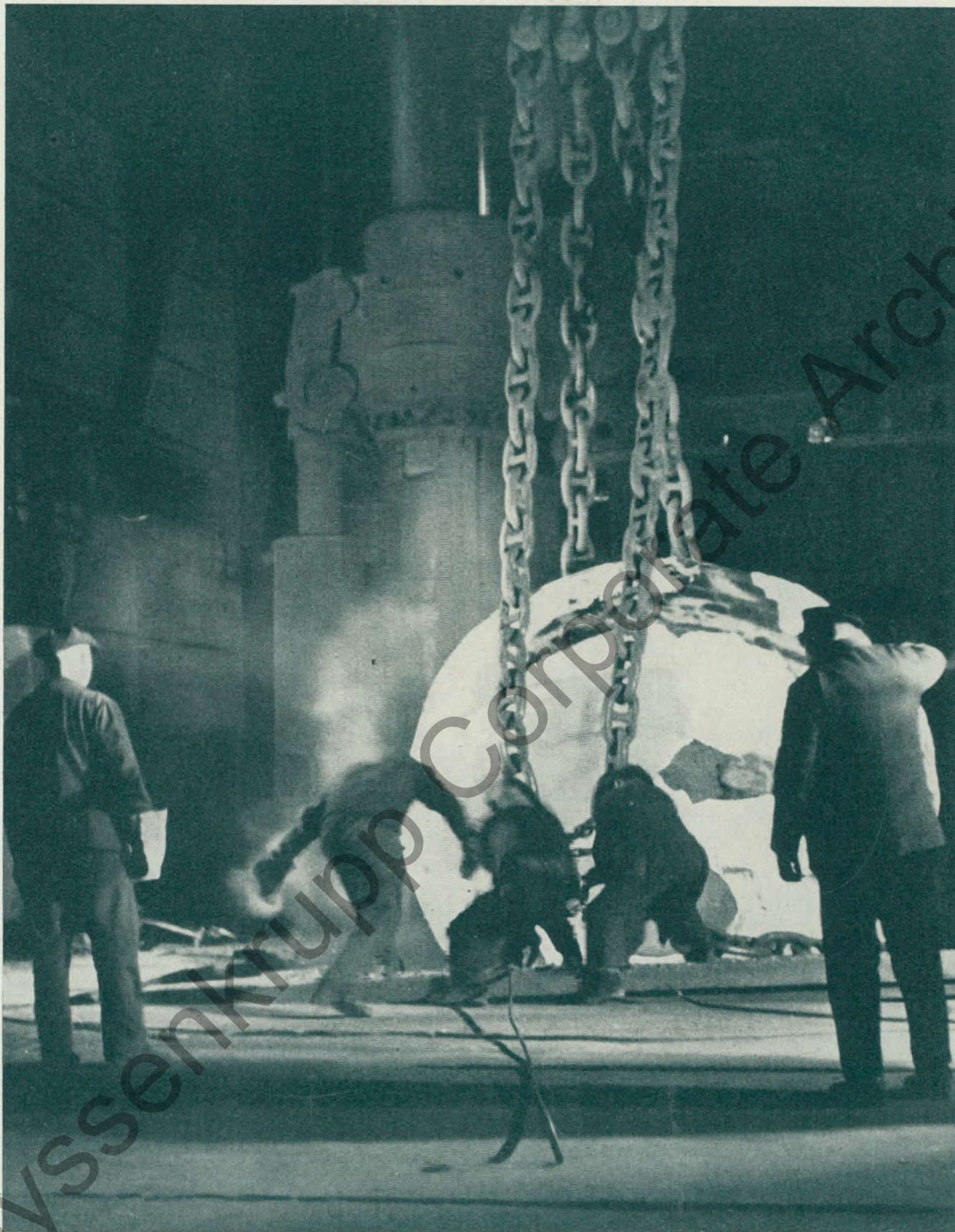




Lichtbild: Gershoff

Abg eßen einer Stahlpfanne im Siemens-Martin-Werk  
der Dortmunder Hoerder Hüttenverein AG, Werk Dortmund (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).





Absetzen eines Stahlblockes vor der 5000-t-Pressen  
der Dortmund-Boerde-Hüttenverein AG. (Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Lichtbild: Etrohmeyer.



# Von der Kunst des Lesens.

Von Otto Heuschkele.

Dürfen wir es wagen, von einer Kunst des Lesens zu sprechen, wo doch das Lesen fast für jeden von uns zu einer Gewohnheit geworden ist? Wo wir täglich und stündlich zu lesen gezwungen sind, wo Zeitungen und Zeitschriften, Broschüren und Bücher, Flugblätter und Briefe in buntem Wechsel auf uns eindringen und unsere Aufmerksamkeit fördern? Ist bei so viel Gedrucktem überhaupt noch eine Kunst des Lesens möglich?

Wir dürfen es uns ersparen, umständlich auseinanderzusetzen, daß wir von einer Kunst des Lesens nur dort sprechen können, wo Geschriebenes und Gedrucktes gestaltete Welt und gestaltetes Leben, seine Geheimnisse und sein Wesen, seinen Urtgrund und seinen Abgrund enthält.

Wie jede Kunst, so ist auch die des Lesens an eine besondere Begabung geknüpft. Wir haben sehr tüchtige und im Leben durchaus brauchbare Menschen kennengelernt, denen die Kunst zu lesen fremd war. Sie lasen entweder gar nicht oder waren nur schlechte und schwerfällige Leser. Ihnen Vorwürfe machen zu wollen, wäre durchaus falsch. Das Leben war ihnen wichtiger als das Buch und — sie lasen im Leben meist mehr als andere im Buch. Jedenfalls aber sind sie weit sympathischer als die schlechten und die leichtsinnigen, die eifeln und die egoistischen Leser.

Was aber nun, so fragen wir, um sogleich in unser Thema hineinzuspringen, ist das besondere Kennzeichen des guten Lesers?

Wir kommen dem am raschesten nahe, wenn wir kurz einige Irrtümer über das Lesen zurückweisen.

So glauben immer noch viele: lesen heiße sich unterhalten, sich zerstreuen, und das Lesen eines Buches gleiche einem un- verpflichtenden Gespräch, bei dem jeder aus seinem Teil ohne Anstrengung und Mühe, aber auch ohne verpflichtende Haltung seinen Beitrag gibt. Es gibt — das zu verkennen wäre irrtümlich — ohne Zweifel Bücher genug, die kein anderes Ziel haben, als zu unterhalten und zu zerstreuen. Von ihnen sprechen wir hier nicht, denn sie vermag jeder zu lesen, der überhaupt lesen kann.

Wieder ein anderer Irrtum des Lesens beruht darin, daß der Lesende in jedem Buch sich selbst oder mindestens seine eigene Welt, sein eigenes Schicksal sucht. Ihm ist das Buch ein Spiegel, in den er blickt, um sich selbst zu sehen. Oder aber er liest ein Buch gleichwie er in eine Gesellschaft geht, immer nur von dem eifersüchtigen und eitlen Gefühl erfüllt: Werde ich auch gesehen? Auch ein solcher Leser entspricht keineswegs dem Ideal des Lesers. Zu lesen, um nur sich selbst wiederzufinden, um nur eine Bestätigung seiner eigenen Welt zu erhalten, bedeutet nichts anderes, als einem starren, im Grunde unfruchtbaren Egoismus leben.

Ein anderer Typ des Lesers beginnt sogleich mit der Kritik und liest keine Zeile des Buches kritiklos. Viele Schreibende und beruflich mit dem Buch Verbundene haben es sich angewöhnt, so zu lesen, und kommen nur selten noch zu einem unmittelbaren Lesen.

Wie aber stellen wir uns demgegenüber den Leser vor, der in der Kunst des Lesens der Vollkommenheit wenigstens nahe kommt? Lesen heißt für ihn nicht sich unterhalten, nicht sich zerstreuen und genießen, aber auch nicht angeregt oder belehrt werden oder sich im Gelesenen verlieren: Lesen heißt für ihn sich einem Erlebnis aussetzen, heißt sich sammeln und gespannt sein zur Hingabe oder zum Widerstand, es heißt sich erheben, sich bestärken und bestätigen oder aber sich verwandeln lassen! Solches Lesen setzt eine Hingabebereitschaft voraus, es verpflichtet zu innerer Haltung und Sammlung, es ruft Kräfte

in uns wach. Sprechen wir hier nur vom guten Buche, so wissen wir, daß ein solches in gewissem Sinn ein beseeltes und aus Liebe geschaffenes Kunstgebilde darstellt, das sein eigenes Leben führt und nun wieder Liebeskräfte ausstrahlt. Kräfte der Liebe aber wecken wiederum verwandte Kräfte. So ist das ideale Verhältnis des Lesers zum Buch ein Liebesverhältnis, nicht unähnlich dem, das zwei Menschen erleben. Aber wir wissen, auch im Leben der Menschen gibt es gute und schlechte Liebesverhältnisse. Geschieht es nicht oft, daß der eine dem anderen seinen Willen aufzwingt oder daß der andere sich dem Partner willig und widerstandslos unterwirft, daß er sein eigenes Selbst aufgibt? Genau dasselbe widerfährt dem Leser. Von jenem, der im Buche nur sich selbst sucht, der keinerlei Bereitschaft zur Hingabe zeigt, der dem Buche sein eigenes Wesen aufdrängen möchte, sprachen wir schon. Aber auch der andere, der sich völlig dem Buch ausliefert, der sein Eigenwesen vor dem Buch auslöscht, scheint uns nicht der ideale Leser zu sein, obschon er ein weit besserer Leser ist als der andere.

Vielleicht ist das Verhältnis des Lesers zum Buche andererseits am besten dem Verhältnis zweier Gesprächspartner zu vergleichen. Es kann sich unmöglich ein Gespräch entwickeln, wenn beide zugleich sprechen. Es kann immer nur der eine sprechen und der andere zuhören. Der gute Leser entspricht also einem guten Zuhörer, dem kein Wort entgeht, und der gleichzeitig auch noch das Unausgesprochene mithört, der den Ton, die Atmosphäre, die Musik fühlt, in die der Sprechende seine Worte kleidet. Genau so ist es beim Leser. Der gute Leser liest Wort für Wort, er liest aber auch mehr als die Worte, er liest zwischen den Zeilen, er läßt sich vom Rhythmus der Sprache tragen und von der Atmosphäre des Buches umhüllen. Er hört gleichsam seinem Buche gut zu. Hat er es beendet, so wird er spüren, ob er innerlich bereichert, erfüllt oder verwandelt wurde, ob er sich gegen das Buch erheben muß, ob er leise oder laut, zaghaft oder entschieden antworten muß oder ob er sich rückhaltlos zu dem Gelesenen bekennen kann. Wer von einem Buche nicht immer wieder das Höchste und Letzte erwartet, selbst eine Verwandlung seines Lebens oder ein Gericht über sich selbst, der wird kaum in ein gutes Leserverhältnis zu ihm kommen.

Wir wissen, die großen Bücher, die die gewaltige Kraft der Verwandlung über die Menschen haben, sind sehr selten! Selten auch sind die Bücher, in denen eine ganze Welt enthalten ist; eine Welt, die in uns eindringt und uns erfüllt und durchdringt. Aber es gibt noch immer viele gute Bücher, die, aufmerksam und mit gesammelter Kraft gelesen, die Menschen erfüllen und erheben können. Und solche Bücher sind die geheimsten Bildner und Former der Menschenseele, damit aber indirekt des Menschenlebens und des Menschenschicksals.

Es scheint wichtig, daran zu erinnern, daß diese Lebenssteigerung gar nicht eine solche direkter Art ist (also nicht etwa ein Lernen oder ein Wissenserwerb), sondern eine indirekte; die Lebenskraft, die aus solchen Büchern strömt, ist eine Geistes- und Seelenkraft, die sich erst im Geheimen in eine sichtbare Lebensstat wandelt. Ein Buch, das nicht die Kraft hat, das Leben zu steigern, das Leben zu bereichern, ist kein gutes Buch. Und ein Leser, der aus einem wahrhaft guten Buche nicht gesteigerte Kraft zum Leben jeder Art mit sich nimmt, ist ein schlechter Leser!

Erst mit dem guten Leser ist der Ring zwischen Leben und Dichtung wahrhaft geschlossen, erst wenn die Dichtung einen guten Leser gefunden hat, hat sie ihre Aufgabe, die sie dem Leben gegenüber immer haben wird, völlig erfüllt.





Der Heimgarten.  
Glasgemälde auf der Reichsgartenschau 1938.

Bildtitel: Kubal.

## Das ewige Gartenjahr.

Brief an einen Gartenfreund von Kurt Bellmann.

Mit drei Bildern aus der Reichsgartenschau in Essen.

Lieber Gartenfreund, beginnen wir unsere kleine Besprechung einiger besonders wichtiger gärtnerischer „Probleme“ mit jener von fast allen Anfängern auf diesem Gebiet immer wieder geäußerten Klage, daß die in den Käfen gesteckten Krokus von Jahr zu Jahr weniger werden. Nun, die Sache ist ganz einfach. Dort, wo Krokus blühen, darf der Kafen nach der Blüte nicht gleich geschnitten werden, denn Krokus haben auch Blätter und die brauchen sie, damit nach der Blüte die Zwiebel wieder erstarken kann. Schneidet man aber die Blätter mit dem Kafen ab, so muß die Krokuszwiebel verkümmern. Blumenzwiebeln im Garten sind überhaupt so eine Sache für sich. Warum pflanzt man so häufig Tulpen, Narzissen, Schneeglöckchen und andere Blumen immer in so fein säuberlich ausgerichteten Reihen? Sie stehen dort so steif und leblos wie die Nippfächer auf dem Wandbrett in Großmutter's Stübchen. Es geht auch anders, und die Wirkung wird erhöht, wenn wir die verschiedenen Zwiebelarten zwanglos in die Staudenrabatte, vor Gehölzränder oder in den Steingarten verteilen, und zwar so, daß früh- und spätblühende Arten untereinander gemischt werden. Und dann, liebe Gartenfreunde, die Zwiebeln nicht jedes Jahr herausnehmen! Einmal gepflanzt, bleiben sie ungestört stehen und bringen so in jedem Jahr immer mehr Blumen.

So ist es auch mit einer ganzen Reihe von Stauden, die sich erst zur vollen Schönheit entwickeln, wenn sie ungestört an ihrem einmal gegebenen Ort stehenbleiben können. Dazu gehören beispielsweise Türkishcher Mohn, Pfingstrosen und Flammenblumen, Ritterröten, Taglilie, Brennende Liebe, hohe Schafgarben, Glockenblumen, Jackellilie usw. Stauden, das klingt so bescheiden, und doch bergen sie eine Fülle schönsten

Gartenerebens in sich. Viel zu wenig bekannt ist ihre vielseitige Verwendungsmöglichkeit. Es gibt fast keinen Platz im Garten, in dem winterharte Blütenstauden nicht stehen könnten, und fast keinen Monat im Jahr, in dem nicht irgendeine Staude blüht. Das Gartenjahr ist fast so lang geworden wie das Kalenderjahr. Angefangen mit den herrlichen Polsterstauden, endend und wieder beginnend mit den Christrosen.

Wie schön ist auch der mit niederen Stauden gesäumte Plattenweg, auf dem man bei jedem Schritt einhalten möchte, um die ganze Herrlichkeit blühender Stauden in ihren vielseitigen Farbwirkungen in sich aufzunehmen! Und doch: Was sieht man oft für häßliche Wegkanten in den Gärten. Einfassungen mit Brettern, Flaschen oder unschön verzierten, besser gesagt verzerrten Zementsteinen. Vergleiche doch einmal in Gedankens eine mit Polsterstauden überwücherte Mauerecke mit jenen häßlichen Steinhäufen in so vielen Gärten! Es läßt sich mit den geringsten Mitteln so viel Schönes im Garten gestalten — jede kleine Bodenerhöhung kann bei geschickter Gestaltung zu einem Erlebnis werden, und wo keine natürlichen Höhenunterschiede vorhanden sind, lassen sie sich leicht künstlich durch einen kleinen Senkgarten erreichen. Ein solcher durch Ausschachtung gewonnener Senkgarten muß natürlich in das Gesamtbild hineinpaffen und darf durchaus nicht willkürlich gestaltet werden. Die kleinen Stützmauern des Senkgartens sollen ihre Anichtsfläche möglichst nach Osten und Süden haben. Als Hintergrund für den Senkgarten eignen sich sehr gut Nadelgehölze, die vertieft liegende Fläche kann man entweder mit Käfen versehen, oder wenn es sich nur um wenige Quadratmeter handelt, wird sie mit niederen Polsterstauden bepflanzt.





### Wasser im Garten.

Der größte Wunsch so vieler Gartenbesitzer ist es, Wasser im Garten zu haben. Die Frage ist nur immer: Wie soll es gemacht werden, und wo paßt es am besten hin? Nun, liebe Gartenfreunde, es brauchen nicht immer große Schwimm- und Seerosenbecken zu sein. Selbst die kleinste Wasserfläche belebt das Bild des Gartens, z. B. eine kleine Vogeltränke oder ein Vogelbad. Damit kommt man gleich zu einer wichtigen Sache im Garten, und das sind die Vögel, unsere nützlichen Helfer im Kampf gegen Ungeziefer und schädliche Insekten. Wer weiß, welche großen Mengen von Schädlingen ein Vogel an einem einzigen Tage vernichtet, wird die Notwendigkeit des Vogelhauses begreifen und alles tun, um den Vögeln eine Heimstätte in seinem Garten zu bieten. Dazu gehört neben der Winterfütterung eine Trink- und Badegelegenheit für den Sommer. Das kann nun in Form von Trinkschalen oder auch ausgehöhlten Natursteinen geschehen. Nach dem ist aber ein größeres Vogelbad. Die Kosten dafür sind so gering, daß kein Gartenfreund darauf zu verzichten braucht. Es ist erstaunlich, wie fröhlich die Vögel solche Trink- und Badegelegenheiten annehmen. Selbst dort, wo größere Gewässer in

der Nähe sind, wird doch die Badegelegenheit im Garten sichtlich aufgeschätzt. Vögel, die man vorher überhaupt nicht im Garten gesehen hat, finden sich ein, und es ist lustig anzusehen, wie sie plätschern und sich putzen. Neben dem Vogelbad oder in dessen unmittelbarer Nähe wird eine Birke oder ein Vogelbeerbaum gesetzt, auf dem sich die gefiederten Sänger nach dem Bad putzen können, und, wenn möglich, auch irgendein Nadelgehölz, in dem sie sich im Falle drohender Gefahr verkriechen können. Dann haben die Vögel alle gewünschten Annehmlichkeiten, für die sie uns mit lustigen Liedern danken.

Das Vogelbad selbst ist aber auch gleich eine Gelegenheit, Wasser- undumpflanzen anzusiedeln. Beides bildet dann eine natürliche Einheit, und das Gartenbild wird um vieles bereichert.

### Rosen, richtig und falsch.

Vor lauter Begeisterung für die Vögel hätte ich bald vergessen, auch etwas über Rosen zu sagen, und sie interessieren den Gartenfreund doch am meisten. Da sind z. B. die Rankrosen, von denen man glaubt, sie gehören nur an Rankgerüste oder Hauswände, und dann muß es immer die





„Erimson Rambler“ sein. Ich würde diese Rose nicht mehr pflanzen, denn sie befallt stark mit Meltau und sieht dann nicht schön aus. Hier ist die „Paris Scarlet Climber“ mit leuchtend roten halbgefüllten Blüten und gesundem Laub. Diese Rankrose blüht auch nicht nur einmal, sondern einzeln auf, hat einen Hauptstiel, um dann mit einzeln erscheinenden Blüten die Büsche fortzuführen. Schön ist es, eine solche Rankrose einmal als freiwachsenden Busch mitten in den Rasen zu pflanzen, wo sich die Rankrose zwanglos entfalten, so daß die Rose während der Blüte wie eine Blütenkaskade wirkt. Ein Wort sei auch den Parkrosen gegönnt. Unter ihnen ist die „Hermann Löns“ die schönste Sorte. Die Parkrosen eignen sich besonders gut als Vorpflanzung vor Fadelgehäusen, oder man pflanzt einzelne Gruppen in die Blütengehölzrabatten, wo sich die Rosen dann erschließen, wenn die Sträucher verblüht sind. Auch die Buschrosen lassen sich in anderer Form pflanzen, als das bisher üblich war. Wer es liebt, die Rose in ihrer schönen Wirkung als Einzelpflanze zu beobachten, pflanzt sie einzeln oder in kleinen Gruppen in entsprechendem Abstand auf

ein Beet mit bodenbedeckenden Stauden, so z. B. in einem Polster des grauen Polsterklimians rote Rosen, in blauen Ehrenpreispolstern gelbe Rosen.

Zum Schluß wollen wir uns noch an Sommerblumen und Blumenkästen erinnern. Gerade bei den Sommerblumen hat uns gärtnerischer Züchterfleiß so viel Neues und Schönes beschert, daß es geradezu undankbar wäre, sie nicht zu verwenden. Eine Rabatte mit Sommerblumen kann eben so schön wie eine Staudenrabatte sein. Sommerblumen als Einfassungen im Nutzgarten werden gleich an Ort und Stelle ausgesät. Halbhohle Hecken von Sommerzypressen und Cosmea sind überaus reizvoll, und für Spaliere und Rankgerüste gibt es eine Menge schöner rankender und klimmender Sommerblumen, unter ihnen die Zier Kürbisse mit ihren originalen Früchten, die sich dann später gut zum Füllen von Fruchtgeschalen eignen. Bei der Bepflanzung der Blumenkästen wollen wir uns in diesem Jahr aber besonders Mühe geben und nicht immer die alte Erde und zu kleine Kästen verwenden. Die Farbe der Kästen, die nicht immer grün sein muß, soll auf die Farben der Blumen abgestimmt sein.



# Geheimnisse um Düfte.

Bakterien, die wie Blüten duften. — Geruch durch Ätherschwingungen.

Von Dr. P. Richter.

Eines der rätselhaftesten und schwierigsten Gebiete der modernen Naturwissenschaft betrifft eine Erscheinung, die eigentlich einfach zu sein scheint: den Geruch. Aber kein Wissenschaftler kann uns genau sagen, warum wir eigentlich den Duft der Blüten wahrnehmen — so selbstverständlich die Tatsache als solche auch ist. Aus der letzten Zeit liegt eine ganze Reihe außerordentlich interessanter neuer Forschungsergebnisse über das Problem der Düfte und die damit zusammenhängenden Fragen vor, über die nachstehender Artikel berichtet.

Wir alle kennen und lieben den wundervollen Duft des beginnenden Frühlings oder den Blütenduft eines warmen Sommertages — und gelegentlich legen wir uns wohl einmal die Frage vor, warum etwa gerade das Veilchen so gut duftet und wodurch überhaupt diese Düfte zustande kommen. Nun, die Eigenschaft, mehr oder weniger angenehme Gerüche zu verbreiten, haben nahezu sämtliche Pflanzen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade. Fast jede Pflanze, zum mindesten aber jede Blüte bildet Riechstoffe, und der Chemiker kann uns sagen, daß sich diese in den Pflanzen vorkommenden Duftstoffe auf fast alle chemischen Gruppen verteilen. Aber keineswegs nur Pflanzen erzeugen die Gerüche, die wir etwa bei einem Spaziergang ins Freie wahrnehmen. Geruch erzeugende Bakterien wetteifern mit dem Blütenduft, und wenn auch die Zahl der Mikroben, die recht unliebsame Gerüche erzeugen, ungleich größer als die der angenehm duftenden ist, so kennen wir doch viele Bakterien, die sehr angenehme Gerüche, ja sogar Blütendüfte erzeugen. Manche von ihnen rufen Obstgerüche — z. B. den Ananasgeruch — hervor, andere riechen wie Erdbeeren. Wieder andere Bakterien duften genau wie Lindenblüten oder sie rufen den weit weniger angenehmen Moschusgeruch hervor. Der vielbesungene Duft der heimatlichen Scholle, der sich auf dem Lande besonders beim Pflügen bemerkbar macht, wird von einem Strahlenpilz erzeugt. Es ist neuerdings im Laboratorium gelungen, aus Kulturen solcher Strahlenpilze den eigentlichen Geruchsträger — einen chemischen Stoff — zu isolieren und diese Substanz in Form feinsten Kristallnadelchen rein herzustellen.

Bäume, die wie Veilchen riechen.

Wir denken meist, daß jeder Geruch typisch für eine Pflanze sei, daß also gewissermaßen eine Individualität der Gerüche bestände. Ein Streifzug im Blütenmeer unserer sommerlichen Wiesen und Gärten oder auch im Blumenflor fremder Länder zeigt uns aber eine große Zahl von überraschenden Geruchsähnlichkeiten der aller verschiedensten Blüten. So verbreitet ein unseren Ästern verwandter Strauch, der in Südafrika beheimatet ist, einen herrlichen Aprikosenduft, und die Blütenköpfchen einer amerikanischen Akazienart strömen wiederum einen süßen Veilchenduft aus! Einen reinen Rosenduft besitzt das ätherische Öl aus den Blättern einiger Pelargoniumarten; auch das Geraniumgras liefert ein Öl, das sogar als Rosenöl gehandelt wird. Der arabische Kaffeebaum besitzt Blüten mit dem Duft feinsten Orangen, und gewisse Orchideen duften nach Slieder oder Maiglöckchen. Diese Reihe ließe sich noch lange fortsetzen.

Es gibt aber neben den angenehmen auch viele von uns als unangenehm empfundene tierische Gerüche, die ebenfalls von Pflanzen erzeugt werden. So besitzen viele Orchideen einen ausgesprochenen Verwesungsgeruch — wobei es interessant ist, daß viele dieser Blüten ihren fauligen Geruch bereits innerhalb einer halben Stunde nach der Befruchtung verlieren. Fast alle Pflanzen enthalten eine große Anzahl von Geruchsstoffen, und wahrscheinlich ist die Mutter-

substanz aller dieser Riechstoffe der grüne Pflanzenfarbstoff, das Chlorophyll.

Geruch — durch Ätherschwingungen?

Verlassen wir nun einmal das Gebiet der starken Düfte und wenden uns jenen so unendlich geringen Duftkonzentrationen zu, die von Menschen und insbesondere von Tieren noch wahrgenommen werden können. Wir Menschen bestaunen die enormen Geruchsleistungen mancher Tiere, und die Wissenschaft steht hier vorläufig vor einer ganzen Reihe völlig ungelöster Probleme. Daß der Geruchssinn beim Menschen wie bei den meisten Tieren der empfindlichste Sinn ist, steht heute wohl außer Zweifel. Man hat zahlreiche pflanzliche und auch künstliche Duftstoffe untersucht, um die Verdünnung festzustellen, bei der diese Gerüche noch eben wahrgenommen werden konnten. Diese Untersuchungen haben zu wahrhaft verblüffenden Ergebnissen geführt. Es ergab sich, daß von manchen Duftstoffen ein einziges Gramm völlig ausreichen würde, um sämtlichen eininhalb Milliarden Bewohnern unserer Erde eine merkliche Geruchsempfindung dieser Substanz zu verschaffen! So wird beispielsweise weniger als der einhundertbillionste Teil eines Gramms — also eine unvorstellbar winzige Substanzmenge — des Riechstoffes Vanillin noch von der menschlichen Nase deutlich wahrgenommen. Viele Tiere besitzen bekanntlich ein noch viel besseres Geruchsvermögen als der Mensch. So wurde eindeutig festgestellt, daß ein bekannter Schmetterling, der Eichenspinner, manche Gerüche noch in Verdünnungen wahrnimmt, in denen nach den Gesetzen der Chemie nicht einmal mehr Moleküle des Geruchstoffes vorhanden sein können! Diese Beobachtungen stehen nun zu der bisher als allgemeingültig angenommenen Theorie des Riechens in völligem Gegensatz, nach der man annahm, daß mindestens einige winzige Teilchen des Duftstoffes auf die Riechschleimhaut der Nase gelangen müßten, um wahrgenommen zu werden. Auf Grund der in letzter Zeit festgestellten neuen Tatsachen sind jetzt verschiedene Forscher zu der Meinung gelangt, daß die Geruchsercheinungen gar nicht durch stoffliche Teilchen, sondern durch elektrische Schwingungen, die von den Riechstoffen ausgehen, hervorgerufen werden. Für diese „Riechstrahlentheorie“, nach der sich also die Gerüche wie elektrische Wellen verbreiten, spricht auch eine andere neue Entdeckung. Es zeigte sich nämlich, daß beim Einspritzen bestimmter chemischer Substanzen in die Blutbahn ganz charakteristische Geruchsempfindungen wahrgenommen werden, ohne daß diese Substanzen irgendwie mit den Sinneszellen der Nase in Berührung kommen. Diese Feststellungen zwingen die Wissenschaft dazu, sich ganz neue Vorstellungen vom Bau unserer Sinnesorgane zu machen. Auf Grund dieser Tatsachen sind einige Forscher zu dem Schluß gekommen, daß sämtliche Sinnesorgane im Prinzip den gleichen inneren Aufbau besitzen und sich nur dadurch unterscheiden, daß sie auf verschiedene Wellenbereiche ansprechen. Beflügt ist diese Frage allerdings bisher in keiner Weise, und es wird wohl noch lange Zeit vergehen, ehe wir die letzten Geheimnisse der Düfte entschleiern haben.





Don Quijote.  
Radierung  
von  
Karl Hachez.

## Woher die Völker ihren Namen haben.

Von G. Hammer-Seelmann.

Die Namen, welche die Völker führen, erscheinen so eng mit ihnen verwachsen, als wären sie ein Stück ihres eigenen Verdens. Aber es verhält sich mit ihnen ähnlich wie mit den Familiennamen. Auch diese sind anscheinend ein altüberkommenes Besitzstück ihrer Träger, und doch ist die Mehrzahl erst seit dem 15. oder 16. Jahrhundert angenommen worden, und ihre Ursprung ist ganz überwiegend nur ein rein zufälliger. Die meisten Völkernamen sind zwar um vieles älter, aber auch hier fehlen solche aus einer jüngeren Vergangenheit nicht.

Für den Ursprung der Völkernamen, wie sie jetzt üblich sind, ist es vor allem kennzeichnend, daß sich die Völker ihren Namen vielfach nicht selbst schufen, sondern daß sie ihnen von ihren Nachbarn beigelegt wurden, während sie sich selbst ganz anders nannten. Erst nachträglich gebrauchten sie dann ebenfalls die ihnen von fremder Seite gegebenen Bezeichnungen. Die Natur und Lage des Landes, Charaktereigenschaften, Lebensgewohnheiten und Schicksale wurden ebenfalls oftmals die Ursache der Namensbildung. Häufig wirkten auch mehrere dieser Momente bei der Namensentstehung zusammen, und dann bedarf es mannigfacher Untersuchungen,

um mit genügender Sicherheit erkennen zu können, wann und warum ein Volk den Namen, den es jetzt führt, erhielt oder annahm.

Beginnen wir unsere Umschau über den Kreis der Völkernamen mit der Beantwortung der Frage, wie der Name der alten Germanen zu deuten ist. Zunächst wurde er nur dem Stamm der Langen beigelegt, die in das von den Kelten besiedelte Gallien einfielen. Von den Kelten vernahm ihn Cäsar, der, wie bekannt, Gallien unterjochte und zur römischen Provinz machte, und er hat ihn auch in die römische Sprache eingeführt. Die verbreitetste Auffassung war lange Zeit, daß der Name aus dem Altdeutschen stamme und aus Wer (Wehr) und Mann zusammengesetzt sei so daß die Bezeichnung Germanen den Sinn von Wehrmänner (Speerräumer) hätte. In diesem Falle würden sich also die Germanen ihren Namen selbst gegeben haben, indem sie sich nach der ihnen eigentümlichen Waffe benannt hätten.

Allein gegen diese Ableitung sind in neuerer Zeit verschiedene begründete Bedenken erhoben worden. So wurde darauf hingewiesen, daß der erste Teil des Namens kurz, dagegen das Wort Wehr, das sich mit Wer deckt,





Westfälischer  
Bauer  
(Mindener Gegend).  
Radierung  
von  
Prof. D. Quante.

lang ausgesprochen werde und daß hieniederum der zweite Teil, Nenen, lang, das Wort Männer eben in der Aussprache kurz sei. Es könnte also nicht Ger mit Gehr und Mani mit Männer oder Mannen zu hängen, und darum bedeuete das römische Germani auch nicht Gehrmanen oder Speerträger. Zu dieser sprachlichen Einwurfer zeilen sich nun auch noch anderweitige Gegengründe. So war der Eber oder Speer durchaus nicht erst den alten Deutschen ausschließlich euer tünliche Waffe, sondern auch die benachbarten Völker führten ihn. Dann aber war das ganze Volk zugleich in viele Stämme zerpalten die sich teilweise sogar festig befriedeten. Das gemeinsame Stammesgefühl war also nur sehr schwach, und darum ist es unwahrscheinlich daß sich alle Stämme zusammen auch einen gemeinsamen Namen schufen.

Man geht deshalb wohl kaum fehl, wenn man den Namen nicht aus dem Altheutschen erst ableitet sondern ihn aus dem Keltischen ableitet. Wie schon erwähnt, waren die Kelten oder Gallier die westlichen Nachbarn der Deutschen. Während ihr Land schon ziemlich kultiviert war, bedeckten Deutschland zum größten Teil noch weite Urwälder. Nun gibt es einen alten Wortstamm Cernis, der „dichter Wald“ bedeutet. Im Gegensatz zu sich selbst waren daher den Kelten ihre fremden Nachbarn der Rhein Germanen, das heißt Waldbewohner, und so hätte der Name Germanen, woraus die Römern Germani machten und später Germanen entstand, den Sinn von Wälder. Die Auffassung daß der Name nicht von den

Deutschen selbst ausging, sondern von den Kelten herrührt, wird dadurch wesentlich unterstützt, daß er bei den alten Deutschen nie recht vollständig und heimisch geworden ist und sie sich desselben erst bedienten, als sie mit den Römern in näheren Verkehr traten und dabei hörten, daß sie von diesen nach dem Beispiel der Kelten als Germanen bezeichnet wurden.

Um vieles jünger ist der Name Deutsche. Er entstand erst um das Jahr 800 herum. Unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern war die Sprache der Urkunden, der Kirche und des Geschäftsverkehrs in amtlichen Angelegenheiten das Lateinische. Wir wissen, daß das vor Karl dem Großen mit seinen Franken begründete Reich nicht nur Westdeutschland, sondern auch Gallien, das heutige Frankreich, umfaßte. Je mehr nun die Franken in der Bevölkerung des alten Galliens aufgingen, desto mehr bildete sich hier eine gallisch-fränkische Mischsprache heraus. In dem rechts vom Rhein gelegenen Reichsgebiet dagegen behielt das Volk seine angestammte Sprache rein bei. Im Gegensatz zu dem Lateinischen und dem Gallisch-Fränkischen bezeichnete man nun diese unveränderte Sprache als thuidisc, das heißt dem Volk, dem Triuda, angehörig. Infolgedessen wurden auch alle diejenigen, welche diese Volkssprache redeten, thuidisc genannt, woraus dann zuerst threutisc und später teutsch entstand. Neben der Bezeichnung Teutsche, wie die Angehörigen der unter Kaiser Ludwig, dem Enkel Karls des Großen,





Westfälische  
Bäuerin  
(Mindener Gegend).  
Radierung  
von  
Prof. D. Quante.

zu einem besonderen Reich erhobenen Landesteile rechts des Rheines fortan genannt wurden, trat auch schon früh die Schreibweise Deutsche auf. Meist aber schrieb man das ganze Mittelalter hindurch „Teutsche“. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts begannen die sächsischen Kanzlei-Beamten die Schreibung Deutsche zu bevorzugen, die dann allmählich allgemein angenommen wurde.

Übrigens führen wir bei einer ganzen Reihe von Völkern einen anderen Namen. Der Italiener nennt den Deutschen Tedesco, was aus dem alten theudisc gebildet ist. Die Franzosen bezeichnen uns bekanntlich als Allemands nach dem Stamm der Alemannen, den heutigen Schwaben, die sich außer in Süddeutschland auch im Elsass ansiedelten. Der Name dieses Stammes wurde nachher auf das ganze Volk übertragen. Ebenso nennen uns die Spanier Alemanes und die Portugiesen Allentãos. Bei den Russen heißen wir dagegen Njenez, bei den Tschechen und Slawen Nemetz und bei den Ungarn und Türken Nemet. Letzteres heißt im Slawischen „stumm“. Als die Deutschen die slawischen Völker, wie Russen, Tschechen und Slowenen, kennenlernten, verstanden sie ihre Sprache nicht und blieben auf ihre Fragen stumm. Diese Stummheit wurde die Ursache zur Namensgebung. Von den Slawen übernahmen den Namen später die Ungarn und von dieser die Türken.

Wenden wir uns jetzt den früheren Staaten, die im Deutschen Reich

vereinigt sind, zu. Über den Namen Preußen sind sehr viele Erklärungen aufgestellt worden. Sicher ist, daß der Name von den Pruzzi, einem slawischen Stamm an der Ostsee, abzuleiten ist, der im 10. Jahrhundert in Urkunden erwähnt wird. Wie aber diese Pruzzi zu ihrem Namen kamen, darüber gehen die Ansichten auseinander. Die eine Erklärung fußt auf einem altpreußischen Wort Pruta, das Verstand oder Klugheit bedeutet, so daß die Pruzzi die Klugen wären. Nach einer anderen Erklärung hängt der Name Pruzzi mit dem polnischen Wort Prolza, das heißt Schleuder, zusammen. Danach wären die Pruzzi die Schleuderer. Die dritte Erklärung endlich bezieht sich auf das litauische Wort Prud, Leich. Da West- und Ostpreußen von vielen Seen durchzogen ist, so wären die Pruzzi als Bewohner des Leichlandes aufzufassen.

Ebenfalls auf einen slawischen Volksstamm zurückzuführen ist der Name Bayern. Das jetzige Bayern wurde von der keltischen Völkerschaft der Bojer von Föhren aus besiedelt. Die germanischen Umwohner und Zuwanderer sagten für Bojer Bajer, was sich dann später zu Baiern und nach der heutigen Schreibweise zu Bayern umwandelte.

Sehr alt ist auch der Name Sachsen. Der Stamm der Sachsen saß, als er von Karl dem Großen in den Jahren 772 bis 804 unterworfen wurde, um die Weser herum bis südlich zur Unstrut hin. Ihre Bewaffnung war der Saes, ein kurzes Schwert, nach dem sie Sachsen genannt wurden. Erst nachträglich übertrug sich der Name auf die



Bewohner des früheren Königreichs und der Provinz Sachsen, wahrscheinlich deshalb, weil an der Neubesiedlung dieses Gebietes seit dem Jahre 1000, das seit der Völkerwanderung die Slawen eingenommen hatten, zahlreiche Sachsen sich beteiligten.

Ebenso verdanken die Bewohner Thüringens einem alten deutschen Stamm ihren Namen. Diese Gebirgslandschaft bewohnten vordem die Hermunduren, was soviel als die echten, edlen Duren heißt. Der Stammesname Duren rührt her von dem Flüsschen Tyra, das früher Dura genannt wurde und sich in die Helme ergießt, welche die Goldene Aue durchfließt. In ihrer Nähe liegen noch jetzt die Orte Tyrunge und Ufrungen. Von der Dura erhielt das Land den Namen Düringen, und die Bevölkerung nannte sich Duren oder Düringer. Mit der Ausbreitung des Stammes ging der Name auf das ganze Gebirge über. Später erfolgte dann die Umwandlung von Düringer in Thoringen, Thuringen und zuletzt in Thüringen.

Endlich können auch die Hessen ihren Namen auf eine alten deutschen Stamm zurückführen. Schon zu Beginn der christlichen Zeitrechnung hatten die Chatten das heutige Hessen inne. Sie trugen ihren Namen nach dem bei ihnen üblichen Hut, dem Hat oder Hattr. Aus den Chatten wurden später Hassen und aus diesen Hessen. Der letztere Name läßt sich bereits um das Jahr 720 nachweisen.

Eine andere Anzahl deutscher Staaten leitet ihren Namen von Burgen ab. Hierher gehört Württemberg. Bereits im Jahr 1081 erscheint ein Edelfreier Conrad von Wirteneberc oder Wirdeberch. Im Jahre 1092 wird ein Bergschloß in der Nähe Stuttgarts Wirtinsberc genannt. Im Jahre 1228 heißt es Wirtenberc. Der erste Teil des Namens, Wirten, soll aus dem Keltischen stammen und bedeutet soviel als Grün, so daß die Kelten ihre befestigte Siedlung nach der grünen Pflanzendecke des Berges benannt hätten. Ursprünglich hieß wohl die keltische Bergfestung Wirtuna oder Wirtine. Als die Kelten von den deutschen Stämmen verdrängt wurden, verstanden die neuen Ansiedler den Sinn des Namens nicht mehr und fügten ihm den zweiten Teil, Berg, an. Nach einer anderen, ebenfalls gut begründeten Auffassung indessen ist der Name von dem althochdeutschen Eigennamen Wirto abzuleiten, so daß dann Wirttemberg als Berg des Wirto zu deuten ist. Seit Herzog Ludwig, also von 1587 an, bildete sich die Schreibweise Württemberg und Württemberg aus. Die letztere wurde dann 1802 gesetzlich als die alleinige verordnet.

Mecklenburg hat seinen Namen von dem früheren Hauptort des Landes erhalten, der jetzt ein Dorf bei Wismar ist. Er hieß noch im Jahre 973 Wiligrad, was große Burg bedeutet. Dieser Name rührt aus dem Slawischen her. Als die Slawen unterworfen wurden und sich nun deutsche Ansiedler niederließen, wurde er ins Deutsche übersetzt, so daß er jetzt Mikilinburg lautete. Der erste Teil des Namens Mikilinburg hängt mit dem altheidischen Stammwort Mikil oder Michel zusammen, das jetzt nicht mehr üblich ist und den Sinn von „groß“ hat. Oldenburg hat die Bedeutung von Altenburg. Im 9. Jahrhundert war noch der Name Aldinburg gebräuchlich. Von dieser alten Burg übertrug sich dann die Benennung auf das benachbarte Landesgebiet.

Anhalt verdankt seinen Namen der Stammburg seines früheren Fürstengeschlechtes. Die Burg Anhalt lag auf dem Großen Hausberg im Salketal im Harz. Im 12. Jahrhundert wurde sie Annhalt genannt. Der Name soll wahrscheinlich darauf hinweisen, daß die Burg einen Anhalt oder Schutz für die Bevölkerung der Umgegend bot. Als die Burgherren ihren Besitz auf Ballenstedt und darauf als Grafen von Ballenstedt auf Uchersleben und das Gebiet von Zerbst ausdehnten, ging der Burg- und Geschlechtsname auch auf das Land über. Schließlich verblieb er nur dem jetzigen Herzogtum. Baden hingegen erbt seinen Namen von dem heutigen Baden-Baden im Schwarzwald. Baden ist eine Abänderung des altheidischen Badun, das in oder zu den Bädern bedeutet. Im Altertum hieß der Ort Aurelia Aquensis, indem er nach dem römischen Kaiser Aurelian benannt wurde. Man kann Aurelia Aquensis mit Bad Aurelia übersetzen. Als die germanische Völkerschaft der Alemannen Württemberg und Baden eroberte, nannte sie den Ort nur noch einfach Badun. Seit dem 10. Jahrhundert hieß er dann Baden. Hermann I. aus dem Geschlecht der Zähringer, der Stammvater des früheren Fürstenhauses, erhielt den Ort durch seine Gemahlin und nahm

im Jahre 1070 den Titel eines Markgrafen von Baden an. Von der Markgrafschaft breitete sich dann der Name auch auf die später hinzukommenden Landesteile aus.

Österreich leitet die Herkunft seines Namens von einer Gründung Karls des Großen ab. Nachdem die tatarischen Avaren, die von Asien her eindrangen, das Reich der Gepiden, das die Walachei, Siebenbürgen und das östliche Ungarn umfaßte, zerstört hatten, stürmten sie auch gegen das Frankenreich an. Um sie zurückzuwerfen, unternahm Karl der Große im Jahre 791 gegen sie einen Feldzug, in dem er bis zur Raab vorrückte. Zur Sicherung des Reiches gegen weitere Einfälle legte er um Wien herum die Avarische Mark an, die mit bayrischen Kolonisten besetzt wurde. Als dann später in den Jahren 907 bis 955 die Ungarn das Reich bedrohten, wurde die Avarische Mark in die Ostmark umgewandelt. Ein anderer Name für Ostmark war Osterichi oder Osterrich. Diese letztere Form änderte sich schließlich zu Österreich um.

Die Ungarn wurden von den Deutschen ursprünglich Ungern genannt. Dieser Name rührt von ihrer früheren Heimat Ugor oder Jugoria, einem Gebiet um die Quellen des Tugraflusses, der heutigen Petschora, her. Die Petschora entspringt im Ural und mündet in das Nördliche Eismeer. Die Ungarn selbst nennen sich bekantlich Magnaten, was Madjaren ausgesprochen wird. Madjar oder Majar bedeutet der Herrschende, der Mächtige. Diese Bezeichnung wurde den Ungarn von den ihnen benachbarten Völkern beigelegt, um das Ansehen auszudrücken, in dem die Ungarn bei ihnen standen. Später nahmen die Ungarn dann selbst den Ehrentamen an. Die Tschechen sind slawischen Ursprungs. Sie führen ihren Namen auf einen Stammvater Tschek zurück. Wahrscheinlicher aber ist es, daß der Name von einem Wort Cech abzuleiten ist, das der Vorderste oder Erste bedeutet. Danach wären die Tschechen oder, wie sie sich selbst schreiben, die Czechen, diejenigen Slawen, welche als die vordersten und ersten in das bis dahin deutsche Gebiet eindrangen.

Die Italiener können ihren Namen bis tief in die graue Vorzeit zurückführen. Der südlichste Teil Kalabriens, jenes Vorsprungs Italiens, der dicht an Sizilien herantritt, hieß ursprünglich Viteliu. Vitulus oder auch Italus bedeutet aber Kalb und Kind. Viteliu war demnach das Kinderland, weil dort die Rinderzucht zu einer hohen Blüte gelangt war. Als die griechischen Seefahrer im 8. Jahrhundert v. Chr. an der kalabrischen Küste landeten, lernten sie alsbald Viteliu und seine Bewohner, das Hirtenvolk der Italer, kennen. Nach ihnen benannten sie die ganze Halbinsel. Auf dieser selbst breitete sich der Name Italia überall aus, wo die Griechen Siedlungen anlegten. Zuerst galt er nur für das südliche Gebiet, dann aber wanderte er bis nach Mittelitalien, und zuletzt dehnte er sich bis zu den Alpen aus.

Wie die Italiener von den Griechen, so erhielten umgekehrt diese ihren Namen von den Italienern. In Epirus, dem südlichsten Teile des jetzigen Albanien, saß ein Volkstamm, der von seinen Nachbarn Grai, die Ehrwürdigen, genannt wurde. Von diesen Grai erhielt die Frühbevölkerung Italiens zuerst Kenntnis und bezeichnete sie als Gräci. Als dann die Italer, wie soeben erwähnt, auch mit den Seefahrern, die von Osten her zu ihnen kamen, in Berührung traten, übertrugen sie den Namen auch auf diese. Aus Gräci ging später unsere Bezeichnung Griechen hervor. Die Griechen selbst nannten sich seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. Hellenen. Dieser Name stammt von einer uralten Stadt in Thessalien, Hellas, her. Auch die heutigen Griechen nennen sich oftmals Hellenen.

Als die Araber im 7. Jahrhundert n. Chr. in dem jetzigen Turkestan mit den dort nomadisierenden Völkern zusammentrafen, gaben sie ihnen den Schimpfnamen Turkur, das heißt Räuber. Aus Turkur entstand unser deutsches Türken. Die Türken selbst bezeichnen sich als Osmanen, nach ihrem Fürst Osman, unter dem sie Turkestan verließen, in Kleinasien einfielen und um das Jahr 1300 ihr erstes Reich am Marmarameer gründeten.

Die Russen verdanken ihren Namen jenen kühnen Abenteurerscharen der Wikinger, die von Skandinavien mit ihren Ruderbooten auszogen und die europäischen Küstenländer beunruhigten. In das heutige Rußland drangen sie unter ihrem Führer Rurik im Jahre 863 ein. Die Bewohner Finnlands nannten die kriegerischen Ankömmlinge Kuofti oder Kosfen, was Ruderer bedeutet. Später verschmolzen die Eroberer mit





Holländische Bauernfamilie.  
Radierung von Prof. J. von Belsen.

der ansässigen slawischen Bevölkerung und nahmen selbst den Namen Rodsen an. Er wandelte sich dann allmählich in Russen um.

Noch im 16. Jahrhundert hieß Schweden Svearike, das Ewennreich. Die Bildung des Ewennreichs ging von der Umgegend des Mälarsees aus, deren Bewohner noch vor Einführung des Christentums Uppsvear, Oberschweden, hießen, weil ihre Siedlungen im Upland oder Oberland nördlich vom Mälarsee lagen. Von hier aus breitete sich der Name Svearike oder Sverige, der auch im 11. Jahrhundert hauptsächlich nur noch für die Landschaft am Mälarsee gebraucht wurde, sowie die Bezeichnung Ewenen für die Bewohner mehr und mehr über die angrenzenden Gebiete aus. Man leitet Ewenen, woraus wir unser deutsches Schweden ableiteten, von einer alten Wortwurzel Eui oder Eu ab, die Wasser oder Meer bedeutet. Die Schweden wären demnach ursprünglich die Bewohner des Wasser- oder Meerlandes.

Der Name Norweger lautete früher Nordvegr und hat den Sinn: Der Weg nach Norden. Er weist auf die Zeit der Normannen hin, die, wie nach Westen und Osten, so auch nach Norden hin ihre räuberischen Seefahrten unternahmen und dabei nicht nur die skandinavischen Küsten, sondern auch Grönland besuchten. Die Norweger selbst nennen ihre Heimat Norge.

Als die Angeln und Sachsen im 5. Jahrhundert n. Chr. bis auf geringe Reste Jütland verließen, rückten von der Insel Seeland aus die Dänen an ihre Stelle. Dani, wie sich die neuen Einwanderer nannten, bedeutet wahrscheinlich Eingeborene. Nachdem die Dänen bis über die Eider vorgedrungen waren, zog der deutsche König Heinrich I. gegen sie zu Felde, besiegte ihren König Gorm den Alten im Jahre 934 und errichtete zum Schutz gegen fernere Einfälle die Mark Schleswig. Im Gegensatz zu dieser deutschen Mark entstand für das jenseits der Eider

liegende Land der Name Danemark, der später zu Dänemark wurde.

Von den aus Jütland abgezogenen Angeln und Sachsen wandte sich ein Teil nach Britannien, das von dem keltischen Volke der Briten besiedelt war. Die Briten führten ihren Namen nach der Sitte, sich den Leib buntfarbig zu bemalen. Das keltische Wort für buntfarbig war brit. Die unter ihren sagenhaften Führern Hengist und Horsa landenden Angeln und Sachsen gründeten im südöstlichsten Teile der Insel im Jahre 449 ein Reich, das nach dem Stamm der Angeln den Namen Angeln erhielt. Hieraus ist später unser England entstanden. Da, wie erwähnt, außer den Angeln auch Sachsen an dem Zuge beteiligt waren, so kam seit dem 8. Jahrhundert für die Bevölkerung des inzwischen entstandenen Königreichs auch der Name Angelsachsen auf.

Auch Irland war von Kelten besiedelt. Sie nannten die Insel Eire oder Erin, das heißt Westland, denn da die Kelten von Britannien aus nach der Insel übersehten, lag diese für sie nach Westen hin. Erinland wandelte sich allmählich in Ireland um, was wir dann noch zu Ireland verkürzten. Im 4. Jahrhundert v. Chr. wanderten von Irland aus in den nördlichen Teil Großbritanniens die Scoten ein, die, wie die Iren, keltischer Abstammung waren. Scoten bedeutet soviel wie Wanderhirten. Schon die Römer benannten das von diesen eingenommene Gebiet Scotia. Später lautete der Name für dasselbe Scotland, das unserem Schottland zugrunde liegt.

Frankreichs Name hat seinen Ursprung im Deutschen: Wie schon erwähnt, unterwarf sich der deutsche Stamm der Franken, die anfänglich am mittleren und unteren Rhein saßen, nach wechselndem Geschick das ehemals römische Gallien. Durch den Sieg bei Soissons im Jahre 486 wurde vom Frankenkönig Klodwig der letzte Rest der Römerherrschaft vernichtet und das Frankenreich bis zur Seine ausgedehnt. Später wurde



es bis zu den Pyrenäen erweitert. Durch den Vertrag von Verdun im Jahre 843 fiel dieser Teil von Karls des Großen Reich an Karl den Kahlen. Unter seinen Nachfolgern sonderte sich dieses Westfrankreich immer mehr von dem Gebiete rechts des Rheins, dem Deutschen Reich, ab, indem die Franken von der alten gallischen Bevölkerung aufgesaugt wurden. Aus dieser Vermischung gingen die heutigen Franzosen hervor. Der Name ist also eine Umbildung von dem Stammwort Franken.

Holland war anfänglich nur die Bezeichnung für das Mündungsgebiet des Rheins und der Maas. Im 10. Jahrhundert lautete der Name Holtland, das heißt Holzland. Er ist zurückzuführen auf die dicke Bewaldung in der damaligen Zeit. Im 11. Jahrhundert legte der friesische Graf Dirk auf dem linken Ufer der Maas eine Feste an. Die Grafen vergrößerten bald ihr Gebiet und nannten sich nun Grafen von Holtland. Allmählich schlich sich der Name zu Holland ab. Die andere Bezeichnung, die wir noch für Holland gebrauchen, Niederlande, holländisch Nederlande, beruht auf der niedrigen Lage eines beträchtlichen Teiles der Küste, der tiefer als der Meeresspiegel liegt und nur durch gewaltige Dammbauten vor dem Einbruch des Meeres geschützt wird. Eine sehr junge Staatenbildung ist Belgien. Bekanntlich riß es sich erst 1830 von den Niederlanden los. Durch die Konferenz der Großmächte in London im Dezember desselben Jahres wurde es als selbständiger Staat anerkannt, worauf 1831 der Prinz Leopold von Sachsen Coburg zum König erwählt wurde. Seinen Namen erhielt der neue Staat nach dem keltischen Stamm der Belgen, die schon vor Beginn der christlichen Zeitrechnung in diesem Gebiet heimisch waren. Der Name Belgen bedeutet die Kriegerischen.

Luxemburg ist benannt nach dem Hauptort Luxemburg. Im 8. Jahrhundert hieß der Ort Lucilinburch und im 12. Jahrhundert Lucelunburg. Dieser Name hängt zusammen mit dem altdutschen Wort Luzil, das noch in dem niederdeutschen Wort Lützel und Lütjen nachklingt und klein bedeutet. Lucilinburch war demnach die kleine Burg. Im Jahre 963 wurde die Burg von dem Grafen Siegfried erworben. Die Nachkommen desselben nahmen im 12. Jahrhundert den Titel Grafen von Luxemburg an. Unter Karl IV. wurde die Grafschaft im Jahre 1354 zum Herzogtum erhoben. Der Wiener Kongress erklärte 1814 das Herzogtum zum Großherzogtum.

Verhältnismäßig spät tritt der Name der Schweiz auf. Als Rudolf von Habsburg, der nachmalige Kaiser, um 1260 herum im Thurgau, Zürichgau und Aargau seine Hausmacht erweiterte, war der Name noch nicht gebräuchlich. Erst nach der Schlacht am Morgarten im Jahre 1315, wo die Österreicher von den Waldstädten Schwyz, Unterwalden und Uri geschlagen wurden, bürgerten sich die Bezeichnungen Schwyz und Schwyzer ein, indem der Name von dem Urkanton Schwyz auf alle drei Eidgenossenschaften übertragen wurde. Dieser Urkanton selbst wird benannt nach dem Hauptflecken Schwyz. Dessen Name entstand aus der Verstümmelung des mittellateinischen Wortes Sylvatica, was Waldgrund bedeutet. Nach dem Anschluß von Luzern und Zürich an die Eidgenossenschaft im Jahre 1351 wurde der Name Schwyz und Schwyzer oder Schweizer auch auf diese ausgedehnt. Lange Zeit hindurch hat dann die Schreibweise Schweiz und Schweiz geschwankt. Im Jahre 1803 wurde behördlich bestimmt, daß sie Schweiz zu lauten habe, 1815 aber wurde sie in Schweiz umgeändert.

Espanien wurde im Altertum von den Römern Hispania genannt. Diese Bezeichnung entstammt wahrscheinlich einem uralten phönizischen Namen, der den Sinn von Kaninchenland hatte. Noch zu Zeiten der Römer waren die Kaninchen auf der Halbinsel so verbreitet, daß sie wiederholt ganze Ortschaften unterwühlten. Durch Verkürzung entstand dann unser Name Spanien. Das Gebiet von Portugal hieß bei den

Römern Lusitania, nach dem dort ansässigen Stamm der Lusitanier. Einer der Hafenorte war Portus Cale, der an der Stelle des heutigen Oporto lag. Der Name des römischen Hafenortes wurde später zu Portocale abgeändert und zusammengezogen. Als Ferdinand von Kastilien im 11. Jahrhundert dieses Gebiet eroberte, war Portocale die wichtigste Stadt. So wurde denn nach ihrem Namen auch das ganze Hinterland benannt. Aus Portocale ging allmählich Portugal hervor. Der Stadtname wandelte sich aber ebenfalls. Kurzerhand bezeichnete man die Stadt mehr und mehr als Porto, das heißt Hafen, wozu dann noch der männliche portugiesische Artikel o vorgelegt wurde, so daß sie nun Oporto, der Hafen, hieß. Die Portugiesen selbst nennen sich Portuguez.

Mit wenigen Worten wollen wir schließlich noch die Entstehung einiger außereuropäischer Völker- und Ländernamen erörtern. Ägypten entstand aus einer griechischen Bezeichnung des Landes. Ursprünglich nannten es die Griechen Ha-ka-ptah, das heißt Haus der Verehrung des Ptah. Ptah war die ägyptische Gottheit des Lichts und der Urwärme und wurde hauptsächlich in Memphis verehrt. Durch Zusammenziehung und Verstümmelung erhielt Ha-ka-ptah späterhin die leichter sprechbare Form Agyptos. Der einheimische Name war Chemi oder Cheme, was schwarzes Land bedeutet. Er rührt her von dem schwarzen fruchtbaren Boden des Niltales. Der Name Marokkos ist von der gleichnamigen Hauptstadt abgeleitet. Im Arabischen hieß die Stadt anfänglich Marrakesch, die Geschmückte. Später wurde Marrakesch in Morakesch und Morakisch verstümmelt, woraus dann die Portugiesen und Spanier Marrocos machten. Im 16. Jahrhundert wurde der Stadtname auch auf das Land ausgedehnt. Indien erhielt seinen Namen von dem einwandernden indogermanischen Stamm der Hindu. Diese nannten den Fluß, an dem sie sich zuerst niederließen, den heutigen Indus, Sindhü, was einfach Fluß bedeutet. Danach wurden sie selbst wieder als Hindu, Anwohner des Sindhü, bezeichnet. Mit ihrem Vorrücken verbreitete sich der Name über die ganze Halbinsel.

Chinas Name stammt von dem Herrscher geschlecht der Tsin ab. Dieses Geschlecht gelangte im Jahre 256 v. Chr. zur Regierung. Die Indier nannten das Reich Tschina. Von Indien wurde dann der Name durch die Portugiesen nach dem Abendland gebracht, wo er zu China umgeformt wurde. Die erste Kunde von Japan kam uns durch den venezianischen Reisenden Marco Polo im 13. Jahrhundert. Er nannte das Land nach dem Beispiel der Chinesen Zipangu. Da Japan von China östlich liegt, so bezeichneten die Chinesen die Inselkette mit Zi-pen-koue, das heißt Land des Sonnenaufganges. Dies wurde zu Zipangu entstellt und von uns wieder zu Japan umgewandelt.

Amerika hat seinen Namen angeblich von dem Florentiner Seefahrer Amerigo Vespucci, der 1501 bis 1502 die Südostküste erforschte, geerbt. Die Namensgebung von Mexiko geht auf die Zeit der Azteken zurück. Als die Azteken um 1320 n. Chr. in das jetzige mexikanische Gebiet eingewandert waren, errichteten sie an einer durch ein Orakel empfohlenen Stelle ein Heiligtum ihres Kriegsgottes Mexitli. Die Stadt, die um den Tempel emporwuchs, nannten sie nach dem Kriegsgott Mexiko. Brasilien endlich verdankt seinen Namen dem dort heimischen Rotholz, das früher sehr geschätzt wurde. Die Portugiesen gaben diesem Farbh Holz nach der glutroten Farbe den Namen Braza, das heißt Glut, und bezeichneten danach das Heimatland desselben als Terra do Brazil, Rothholzland, oder kürzer als Brazil. Hieraus entstand unser Brasilien.

Wie der einzelne Mensch, so vergehen auch ganze Völker. Dauernder als sie selbst sind oftmals ihre Namen. Sie haften an den Ländern, in denen sie saßen, oder werden von ihren Nachfolgern und Verdrängern im Gedächtnis bewahrt, so daß sie noch nach Jahrtausenden nachklingen, obschon von den Trägern selbst jede Spur verschwunden ist.

### Volk.

*Keiner ist Meer —  
Ist nur Tropfen, nur Schaum,  
Keiner ist Wald,  
Ein jeder nur Baum,  
Keiner ist Flamme,  
Ein jeder nur Schein,  
Keiner ist Mauer,  
Doch jeder ein Stein,  
Keiner ist Sturm,  
Und keiner ist Flut,  
Ein jeder ist Scheit nur  
Und Glut in der Glut,  
Ein jeder ist Klang nur,  
Keiner ist Lied:  
Doch jeder ist Hammer,  
Und jeder ist Schmied.*

*Karl Josef Keller.*



# Deutsche Bergleute des 16. Jahrhunderts im Auslande.

Der deutsche Techniker ist es, seiner Veranlagung und Geisteshaltung entsprechend, gewohnt, vorwärts zu schauen. Die Vergangenheit interessiert ihn zumeist nur, soweit er aus ihr Erfahrungen schöpfen kann, um darauf weiter aufzubauen. Sein Wissen nicht nur um die Geschichte der Technik schlechthin, sondern auch um die geschichtliche Entwicklung der ihm unmittelbar angehenden Berufsverfahren macht daher meist halt bei den großen Erfindungen, die die Grundlage für die industrielle Revolution der letzten 150 Jahre bildeten. Wie sich vor dieser Zeit die Entwicklung der Technik gestaltete, davon wird außerhalb eines kleinen Kreises der Freunde der Technikgeschichte selten gesprochen.

Aber gerade die frühzeitliche Geschichte der Technik ist so reich an technischen wie kulturhistorisch gleich reizvollen Kapiteln, daß man dem Verein deutscher Ingenieure nur dankbar sein kann für den Querschnitt durch das Wirken deutscher Bergleute des 16. Jahrhunderts auf ausländischen Arbeitsstätten, der von Dr. Jng. F. Hasler im Rahmen eines weitgespannten Vortrages auf der Fachsitzung „Technikgeschichte“ der 76. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Stuttgart gegeben wurde und der über den Kreis der zahlreichen Hörer hinaus allgemeinen Interesses sicher sein darf. Führt der Vortrag doch nicht nur unmittelbar in die Frühzeit der technischen Geschichte, sondern gibt darüber hinaus ein eindrucksvolles Bild von dem Hochstand deutscher Bergwerksarbeit im 15. und 16. Jahrhundert, die sich in mancher Hinsicht befruchtend auf den Bergbau in fremden Ländern auswirkte.

Die Voraussetzungen, die diese Vormachstellung des deutschen Bergbaues begründeten, sind so eng mit den wirtschaftlichen Grundlagen des 15. und 16. Jahrhunderts verknüpft, daß die Ausführungen zugleich einen guten Einblick in das damalige deutsche Wirtschaftsleben vermitteln. Aus der Kenntnis dieser Zusammenhänge heraus wird es auch erst möglich, die Gründe dafür zu finden, warum die Pionierarbeit der Bergleute für die spätere technische Entwicklung in Deutschland nicht die Früchte trug, die ihren Leistungen entsprochen hätten: Die Geschichte weiß von so vielen Beispielen deutschen technischen Wirkens im Ausland zu berichten, daß Hasler sich auf die besonders interessanten beschränken mußte, unter denen die Gründung der Königlichen Bergwerksgesellschaft in England wohl am bemerkenswertesten ist. Immer wieder erkennt man an diesen Beispielen, daß der Fortschritt in jener Zeit nur von einigen Wirtschaftsführern, den damaligen Handelsgesellschaften, vorangetrieben wurde und ein Stillstand eintraten mußte, sobald deren Kraftquellen versiegten, weil sie den Rückhalt einer starken deutschen Volkswirtschaft entbehrten.

Ein kaiserliches Mandat aus dem Jahre 1525 beziffert die Anzahl der damals im Berg- und Hüttenwesen beschäftigten Personen auf nicht weniger als 100 000. Schon diese Zahl zeigt, eine welche hervorragende Rolle das Berg- und Hüttenwesen in der deutschen Volkswirtschaft des 16. Jahrhunderts spielte. Und tatsächlich war es auch, besonders in seiner Vereinigung mit Erz- oder Metallhandel, neben der Landwirtschaft der bedeutendste Zweig der Wirtschaft im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Das Aufblühen des Handels und der technische Fortschritt im 15. und 16. Jahrhundert in Deutschland bildeten die Grundlage für diese Ent-

wicklung. Durch die großen Handelsgesellschaften, die in jener Zeit überall in den Freien Reichsstädten, namentlich in Süddeutschland, errichtet wurden, hatte der Handel einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Er regte wiederum dazu an, im Handwerk und auch im Bergbau, die damals die beiden Grundpfeiler des gewerblichen Lebens bildeten, die Umstellung vom Klein- zum Großbetrieb mit einer gegliederten Arbeiterschaft vorzunehmen, um die Leistungsfähigkeit zu steigern. Hierzu waren allerdings erhebliche finanzielle Mittel erforderlich. Die Handelsgesellschaften setzten sich besonders für die Förderung des Berg- und Hüttenwesens ein und stellten die erforderlichen Geldmittel bereit. Hierdurch wurde der Ausbau der Gruben und Stollen, um tiefer in das Innere der Berge einzudringen und damit eine reichere Ausbeute zu gewinnen, ermöglicht. Neue Erzadern konnten aufgesucht und erschlossen werden.

Naturgemäß brachte das tiefere Eindringen in das Innere der Erde neue Schwierigkeiten auf technischem Gebiet mit sich. Für den Transport der Erze und des Abraums, die Befestigung der sich sammelnden Grubenwässer, um ein Abflauen der Grube zu verhindern, und die Bewetterung der ganzen Anlage standen noch keine Erfahrungen zur Verfügung, die es ermöglichten, ihre Durchführung zu meistern. Das gab den deutschen Technikern die nötigen Anregungen, ihr Wissen einzusetzen und ihre Tüchtigkeit zu erproben.

Es gelang, neue Maschinen herzustellen, die nun durch Wasserkraft, Windkraft oder aber auch durch tierische und menschliche Muskelkraft in Bewegung gesetzt wurden, um auch die technischen Schwierigkeiten beim Ausbau des Bergbaues zu überwinden. Nur wenige Namen der Männer, die die neuen Maschinen erfanden und erstmals bauten, sind heute noch bekannt. Um so bessere Kenntnis von den Maschinen selbst geben dagegen Schilderungen und Abbildungen in zeitgenössischen Schriften und Bergbüchern, vor allem die Beschreibungen und Holzschnitte,



Aussuchen von Metalladern mit der Wünschelrute im 16. Jahrhundert.

Aus: Georg Agricola, De re metallica, 1556.

die Georg Agricola in seinen 1556 erschienenen „12 Büchern vom Berg- und Hüttenwesen“ hinterlassen hat.

Diese glänzende Entwicklung des Bergbaues im 16. Jahrhundert gab der deutschen Volkswirtschaft einen gewaltigen Vorsprung in kaufmännischer, industrieller und technischer Hinsicht gegenüber anderen Ländern. Sie hat besonders zur Blüte jener deutschen Landschaften beigetragen, in denen Erzlagerstätten gefunden wurden. Das Wirtschaftsleben Tirols erhielt durch den Silber- und Kupferbergbau einen großen Aufschwung. Im Unterinntal entstanden viele Berg- und Hüttenwerke, deren Mittelpunkt Schwaz war. Die Lagerstätten reichten bis nach Südtirol, bis Klausen und Terlau. In Steiermark war der Eisenstein des steirischen Erzberges bei Leoben Mittelpunkt der Montanindustrie, allein in der Umgebung von Bordenberg befanden sich etwa zwanzig Eisenwerke. In Sachsen und im Harz wurden große Mengen von Silber, Kupfer, Zinn und Blei gefördert. Aus diesen Landschaften kamen auch die Bergleute, die den Ruhm deutscher Leistungen über die Grenzen des Reiches hinaus trugen.

Es ist verständlich, daß diese Entwicklung in Deutschland von außerdeutschen Landesherren mit Interesse und auch Neid beobachtet wurde und daß sie nach Möglichkeiten suchten, die eigenen Kassen in ähnlicher Weise aus dem Ertrag der Bodenschätze zu füllen. Zu diesem Zweck erwarben sie deutsche Hilfe.



Der erste Schritt deutscher Unternehmer über die Grenzen Deutschlands hinaus wurde dadurch erleichtert, daß deutsche Bergleute schon in den vorhergehenden Jahrhunderten in das Ausland gewandert waren, um dort bei der Errichtung neuer Bergwerke oder dem Ausbau alter Anlagen mitzuwirken. Schon in der Hohenstaufenzeit zogen deutsche Bergleute nach Italien; im 12. Jahrhundert haben nach Berichten ungarischer Chronisten sächsische Bergleute in den bereits von den Römern betriebenen Goldgruben gearbeitet. Später haben sie dort vor allem nach Steinkohle gegraben. Von Ungarn aus stießen sie weiter nach Serbien und Bulgarien vor, und auch nach Polen und Schlesien sind deutsche Bergleute eingewandert. Im Südosten wurden in den Landschaften Siebenbürgens und im slowakischen Sprachgebiet deutsche Städte und Ortschaften, zum Beispiel die Bergstädte Schemnitz und Neusohl, von Bergleuten gegründet, die in jener Zeit und in den folgenden Jahrhunderten dorthin kamen. Sie zeugen noch heute davon, daß die deutschen Bergleute hier Träger einer hohen Kultur und Technik waren.

Im 16. Jahrhundert wurden die deutschen Handelsgesellschaften auch im Ausland für die Entwicklung des Bergbaues führend. Im spanischen Quecksilber- und Silberbergbau spielten die Suggen eine hervorragende Rolle; die Welfer waren am Bergbau der früheren spanischen Kolonien beteiligt. Bergleute und Sachverständige, die sie dorthin sandten, hatten festzustellen, ob nicht auch auf anderem Wege als durch Verraubung und Plündern der Eingeborenen Gewinne aus den Bodenschätzen der neu entdeckten Länder gezogen werden konnten. Sie schlossen mit der spanischen Regierung Verträge ab und verpflichteten sich darin, 50 deutsche Bergleute in Deutschland anzumerben und nach San Domingo überzuführen. Als Lehrmeister und Vorarbeiter sollten diese in den verschiedenen Kolonialprovinzen Westindiens beschäftigt werden, und sie hatten das Recht, auf allen Inseln und auf dem Festlande nach Erzlagerrstätten zu forschen und bei deren Erschließung zu helfen.

24 Bergknappen aus Joachimstal traten daraufhin über Leipzig, Hamburg und Antwerpen die Reise nach San Domingo an. Im Laufe des nächsten Jahres folgten ihnen weitere 25 Bergarbeiter aus Joachimstal und eine kleinere Zahl aus Schwaz in Tirol. Einzelne machten dort ihr Glück, aber im allgemeinen hatten weder die Bergleute noch die Gesellschaften und die spanische Regierung von der Entsendung der Bergleute den erhofften Erfolg.

Gänzlich unabhängig von dem Unternehmen der Welfer entwickelte sich in Westindien noch ein Bergbauunternehmen, das sich an den Namen des Nürnbergers Johann Tezfel knüpft. Tezfel hörte zu dieser Zeit, daß auf der Insel Kuba reiche Kupfererzlagere entdeckt worden seien. Er begab sich dorthin und begann mit der Verhüttung. Da er aber von dem Verhüttungsverfahren nur geringe Kenntnis besaß, entstanden ihm große Schwierigkeiten. Er kehrte deshalb über Spanien nach Deutschland zurück, um hier erst die richtige Behandlung und Verhüttung seiner Erze zu studieren. Gleichzeitig gewann er sechs deutsche Berg- und Hüttenleute für sein Unternehmen, mit denen er nach einigen Jahren nach Kuba zurückfuhr. Nun lohnten sich die aufgewandten Mühen, die Kupfervorräte häuften sich, doch bald überfielen französische Korsaren die Insel und vernichteten die Arbeit vieler Jahre. Später schädigten schwere Orkane immer wieder das Unternehmen des Deutschen, und schließlich waren seine finanziellen Mittel erschöpft, zumal die Behörden dem Ausländer nicht helfen wollten.

In England hatte man die Bemühungen Tezfels sehr aufmerksam verfolgt. Der Kanzler der Königin Elisabeth war besonders darauf bedacht, mit Rücksicht auf die nationale Verteidigung zunächst eine Kupfer- und Messingindustrie im eigenen Lande zu gründen. Er erkannte, daß er die Absicht des Ausbaues der gesamten Bergbauindustrie nur mit Unterstützung der deutschen Unternehmer und Bergleute verwirklichen konnte. Zu diesen bestanden schon während der Regierung Heinrichs VIII. manche Beziehungen. Der König hatte Joachim Höchstetter, dessen Familie ebenfalls zahlreiche Berg- und Hüttenwerke betrieb, aufgefordert, Bergwerke in England zu errichten. Er, ein Deutscher, wurde zum „Principal Surveyer and Master of all Mines of England and Ireland“ ernannt. Eine Gesellschaft, an deren Spitze er stand, hatte außerdem die Erlaubnis, 43 Jahre in Schottland nach Gold und Silber zu graben.

\* „Generalinspektor und Leiter aller Bergwerke in England und Irland“.

Die Zeit war jedoch zur Verwirklichung dieses Planes noch nicht reif. Sein Sohn aber gründete in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die königliche Bergwerksgesellschaft von England, „The Mines Royal Company“.

Eine Augsburger Handelsgesellschaft, die Höchstetter in England vertrat, beteiligte sich mit 11 von 24 Anteilen an der Gesellschaft. Ihr wurden auch von den übrigen Gewerken, dem englischen Hochadel, die Anlage der Gruben und Hütten und die Geschäftsführung des Unternehmens übertragen. Das Unternehmen, dessen Geschäftsführung Höchstetter lange Jahre oblag, wurde ermächtigt, „alle Arten von Bergwerken zu betreiben und Erze von Gold, Silber, Kupfer und Quecksilber in den Grafschaften York, Lancaster, Cumberland, Westmoreland, Cornwall, Devon, Gloucester und Worcester und in Wales zu graben, zu probieren, zu rösten und zu schmelzen“.

Mit großer Energie übernahm Höchstetter den Aufbau des Bergbauunternehmens. Er holte deutsche Bergarbeiter aus Tirol nach England, er sorgte für ihre Unterkunft, Verpflegung und stattete ihre Arbeitsstätten in den Betrieben in vorbildlicher Weise aus. Besonders interessant ist es, daß bereits damals für die Arbeiter ein Badehaus, „der Knappen Badstuben“, gebaut wurde, eine Einrichtung, die uns an die heute überall in den Betrieben vorhandenen Waschkäufen erinnert. Die Geschäftsführung übernahm auch die Beschaffung des Brennstoffes für die Betriebe, sie sorgte für Holz, Holzkohlen, Torf und Steinkohle, sie übernahm außerdem den Transport der Erzeugnisse von den Lagerstätten zur Verhüttungsanlage und die Weiterverfrachtung zum Verbraucher. Die Gesellschaft umfaßte also sämtliche Erzeugungstufen, von der Erzgewinnung bis zur Verarbeitung des Metalls und der Verfrachtung seiner Erzeugnisse, und gleich damit in ihrem ganzen Aufbau einem modernen Konzern der Schwerindustrie. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts, als in den englischen Bürgerkriegen alle königlichen Monopole beseitigt wurden, mußte auch in der königlichen Bergwerksgesellschaft die Arbeit in den Gruben endgültig eingestellt werden.

Noch heute erzählen uns Familien- und Städtenamen, deutsche Wörter in der Sprache der Bergleute, aus denen allerdings nur aus der Kenntnis dieser Entwicklung heraus der deutsche Ursprung zu erkennen ist, von der Pionierarbeit, die deutsche Kaufleute und Arbeiter in England geleistet haben. Auch im Bergrecht des Auslandes sind noch deutliche Spuren der Ableitung dieser Gesetze aus den alten deutschen Bergordnungen zu finden.

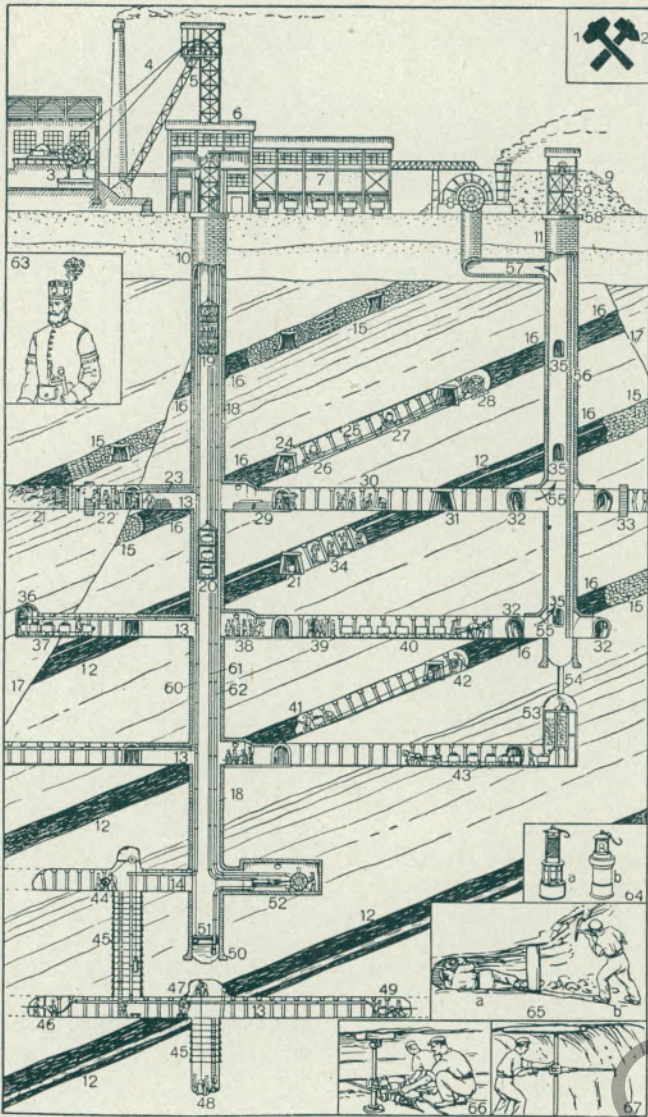
Der Wert der deutschen Leistung im Ausland war für das deutsche Volk allerdings nicht von nachhaltiger Wirkung, denn die Nachkommen all dieser jungen Pioniere sind nur selten als geschlossene Gruppe im Ausland zu finden, die die Tradition dort fortsetzten und den gleichen bedeutenden Einfluß erhielten. Die Folge ist, daß diese Blütezeit des deutschen Berg- und Hüttenwesens schon nach wenigen Jahren so völlig zusammenbrach, daß Deutschland selber von den Pionierleistungen deutscher Männer keinen Nutzen hatte. Warum mußten diese Folgen eintreten?

Deutschland ging damals als einseitliches Staatswesen dem Verfall entgegen. Während die anderen Völker sich bemühten, die Welt zu erobern, wurde Deutschland durch innere Religionskämpfe auf das schwerste erschüttert, die die zentrale Staatsgewalt fast vollständig vernichteten. Das Deutsche Reich wurde dadurch dem Auslande gegenüber handlungsunfähig. Nur einzelne Unternehmer, nicht die deutsche Volkswirtschaft, haben im Ausland Fuß gefaßt. Während in den westlichen Ländern Staatsgewalt und Wirtschaftsführer eng verbunden vorgingen, sich gegenseitig aneifernd und unterstützend, fehlte diese Verbindung damals in Deutschland vollständig.

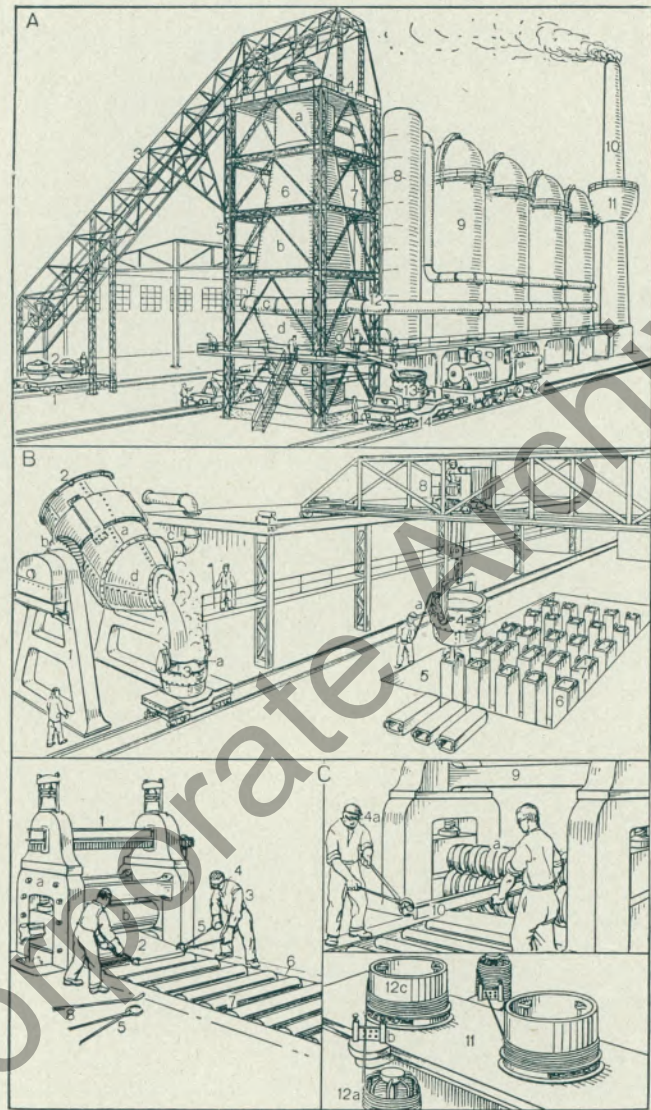
Die Geschichte der deutschen Bergleute des 16. Jahrhunderts im Auslande ist daher eine Bestätigung der Erkenntnis, daß höchstes technisches Können und fühner Unternehmergeist auf die Dauer nur dann Erfolg und Nutzen für das eigene Volk haben können, wenn sie im sicheren Schutze einer starken, zielbewußten Staatsführung stehen. Noch vor wenigen Jahren herrschte wiederum die gleiche Zerissenheit unseres Volkes und politische Ohnmacht der Staatsführung. Um so freudiger können wir aber heute sein, daß nunmehr eine starke Staatsführung vorhanden ist, in deren Schutze das ganze Volk und damit auch die deutsche Wirtschaft und die Tätigkeit der deutschen Ingenieure gesichert ist.

Dr. U.





Steinkohlenzeche.



Hochofen, Stahl- und Walzwerk.

## „The english Duden“ und „Duden français“.

Zwei Bildwörterbücher, bearbeitet von H. Alién und Prof. Dr. A. Smekers, auf 348 z. T. farbigen Tafeln mit Wortbezeichnungen für rund 30 000 Dinge in englischer bzw. französischer Sprache. Dazu ein deutsches und ein englisches bzw. französisches Register. In Ganzleinen geb. 6 Mk.

Der Gedanke, den Inhalt eines Fremdsprachen-Wörterbuches durch Abbildungen dem Benutzer leichter verständlich zu machen, ist an sich nicht neu, jedoch haben sich Wörterbücher dieser Art bisher auf den Wortschatz eng begrenzter Gebiete, vor allem technischer Fachgebiete, beschränkt. Das Bibliographische Institut A. G. Leipzig hat sich mit der Herausgabe der Duden-Bildwörterbücher „The English Duden“ und „Duden Français“ die große Aufgabe gestellt, den umfassenden Wortschatz des im gleichen Verlag erschienenen „Bildwörterbuchs der Deutschen Sprache“ auch in englischer und französischer Sprache zu bringen und durch klare Abbildungen, die in allen Händen übereinstimmen, zu veranschaulichen. Man kann wohl behaupten, daß dieser Versuch recht gut gelungen ist. Die Bildwörterbücher bringen etwa 30 000 Ausdrücke, die durch rund 350 Tafeln, darunter 6 farbige, erläutert werden. Die Auswahl der Ausdrücke erstreckt sich über zahlreiche Gebiete des täglichen Lebens, des Berufslebens, Sport, Wissenschaft, Staatskunde, militärische Dinge, Technik, Tier- und Pflanzenwelt, Erdkunde usw. Die Auswahl ist außerordentlich gut und läßt eine weise Beschränkung auf das Wesentliche erkennen, umfaßt dafür aber auch viele Gebiete, für die es bisher an besonderen Fachwörterbüchern mangelte. Wenn man in die einzelnen Gebiete nicht tiefer einzudringen braucht, dann dürfen die Bildwörterbücher wohl das umfassendste und praktischste Wörterbuch neben den gewöhnlichen Wörterbüchern darstellen, die bisher erschienen sind.

Der besondere Vorteil der Bildwörterbücher besteht darin, daß die Ausdrücke in ihrem natürlichen Zusammenhang gebracht werden, wodurch die Auswahl des passenden Ausdrucks außerordentlich erleichtert wird. Ja, sie bieten sogar für den gar nicht seltenen Fall eine schätzenswerte Hilfe, daß man sich über den richtigen Ausdruck in der eigenen Mutter-

sprache nicht ganz klar ist. Schlägt man alsdann das betreffende Gebiet auf und betrachtet die Abbildung, dann wird auch diese Schwierigkeit mit Hilfe des Bildwörterbuches gut gelöst werden können. Dadurch ist bei Uebersetzungen in einer dem Uebersetzer fremden Wissensrichtung die Gefahr einer falschen Wortwahl stark eingeschränkt. Für den Reisenden im fremden Land ist es sogar möglich, sich mit Hilfe der Abbildungen überhaupt ohne Worte verständlich zu machen.

Die Bildwörterbücher werden außerdem ergänzt durch je ein englisches, französisches bzw. deutsches vollständiges Wortverzeichnis mit Hinweisen auf die Seiten und Abbildungen, auf denen der betreffende Ausdruck vorkommt und bildlich erläutert wird.

Die englische und französische Ausgabe des Bildwörterbuches hat den gleichen Inhalt wie das Bildwörterbuch der deutschen Sprache; es stellt eine Uebersetzung des letzteren dar. Daraus ergibt sich der vielleicht nicht zu vermeidende Nachteil, daß auf manchen Gebieten von deutschen Einrichtungen, deutscher Lebensauffassung und Weltanschauung ausgegangen wird, obwohl die Bearbeiter sich große Mühe gegeben haben, auch Ausdrücke fremder Einrichtungen und Auffassungen an den entsprechenden Stellen mitanzuführen. Bei dem an sich lobenswerten Bemühen, von anderen Fachausdrücken dem allgemein verständlichen den Vorzug zu geben, sind an einzelnen Stellen dem Fachmann geläufige und gebräuchliche Ausdrücke nicht erwähnt worden.

Für den Reisenden im fremden Land füllen die beiden Bildwörterbücher eine Lücke zwischen allgemeinen Wörterbüchern und Fachwörterbüchern aus; dem Kaufmann und Ingenieur dürften sie eine unentbehrliche Hilfe neben den bisher zur Verfügung stehenden Fachwörterbüchern darstellen.

R. Schlißsupp.



# Von Erdhaus, Mondhütte und Sonnenberg.

Eine himmelkundliche Plauderei von Karl Friedrich.

Wollen wir einmal ein bißchen Himmelkunde treiben, ohne an Globus und Himmelsternrohr, an Riesenzahlen und langwierige Berechnungen gebunden zu sein, so lehnen wir uns einfach bequem im Sessel zurück, schließen die Augen und sprechen das geheimnisvolle Zauberwort: Kilo zu Milli! Und siehe da, aus den Kilometern des Weltraums werden Millimeter, und vor unserem geistigen Auge ersteht auf einmal eine niedliche „Kleinwelt“, die wir fassen und begreifen können.

Bei der gedanklichen Besichtigung dieser unserer ureigenen Schöpfung aber beginnen wir am besten mit dem Erdball an sich. Das ist jetzt wirklich nur ein „Ball“ von 40000 Millimeter oder 40 Meter Umfang oder, besser gesagt: ein nettes kleines Erdhaus, das sich irgendein eigenwilliger Millionär in bizarrer Kugelform hat bauen lassen. Sein Durchmesser beträgt 12700 Millimeter oder nahezu 13 Meter, und auch alle anderen Kilometerstücke sind auf seiner Oberfläche bequem als entsprechende Millimeterstrecken ablesbar. Die Entfernung von Köln nach Königsberg beispielsweise mißt hier fast genau 1000 Millimeter oder 1 Meter, und von der Mainlinie zum Nordpol sind es 4444 Millimeter oder rund 4,50 Meter.

Ähnlich verhält es sich mit den Flächen. Die Stadt Berlin z. B. erscheint auf unserem Erdhaus als ein Fleck von etwa 20 Millimeter oder 2 Zentimeter Durchmesser, d. h. als ein Zweimarkstück, und Deutschland müssen wir uns schon auf einem Blatt von der Größe eines Eßtisches entwerfen, wenn wir es — ausgeschnitten — danach an der richtigen Stelle von außen aufkleben wollen. Es ist uns jetzt auch klar, daß wir diese Zeichnung wirklich rund tausendmal durchpausen müßten, wollten wir damit das ganze Erdhaus zukleben, und es entfielen dabei 250 Blatt auf die Erdteile, aber 750 Blatt auf die Meere.

Auch die verhältnismäßig niedrigen Berg Höhen werden uns jetzt auf einmal verständlich. Der Montblanc als höchste Erhebung der ragenden Alpen ist auf diesem Erdhaus ja nur 4,8 Millimeter hoch, d. h. von der Dicke einer armseligen Erbse, und der Gaurisankar im fernen Himalaja, dessen Besteigung noch immer aussteht, liegt mit seiner Höhe von 8,8 Millimeter wie eine kleine Bohne vor unserem geistigen Blick. In der Tat: gäbe es einen Riesen, der mit diesem Erdhaus Fangeball spielen könnte, er würde schwerlich merken, daß die Oberfläche seines artigen Spielzeugs etwas „angeraut“ ist!

Und wie flach und flach erscheinen uns auf einmal auch die Meere! Die Nordsee ist ja nur eine lächerliche Wasserhaut von 0,25 bis 0,50 Millimeter Dicke, und nur neben Japan wird der „unergründliche“ Ozean fast 10 Millimeter oder einen Zentimeter tief, so daß ein Klumpen Zucker, flach gelegt, eben darin verschwände. Wollten wir hier auch die fließenden Gewässer in entsprechender Größe hervorheben, so genügte für den Vater Rhein ein blauer Wollfaden von durchschnittlich 0,50 Millimeter Stärke, und nur für die Riesenströme außerhalb Europas kämen in ihren Unterläufen Fäden von einigen Millimetern Breite in Frage.

Vielleicht erinnern wir uns in diesem Zusammenhang auch der Tatsache, daß die tiefsten Bohrlöcher der Erde, wie sie in einigen Bergwerken angelegt wurden, nur 1 bis 2 Millimeter tief in unser Erdhaus eindringen. Lächerlich: nur um die Dicke einer billigen Fensterscheibe sind die vorwitzigen Menschlein bis jetzt von außen in ihr geheimnisvolles Erdhaus hinabgestiegen, und schon maßen sie sich ein endgültiges Urteil an über Aussehen und Beschaffenheit des Erdinnern,

schon geben sie „unumstößlich richtige“ Deutungen über alle möglichen Naturvorgänge, die sich in tiefster Tiefe darin abspielen!

Etwa 200 Millimeter oder 20 Zentimeter hoch ist dieses Erdhaus übrigens nur mit Luft umgeben, und etwa 13 Millimeter hoch oder um Fingerdicke ist Herr Piccard bisher in dieser Atmosphäre bei seinen berühmten Stratosphärenflügen emporgestiegen. In der Tat: es bleibt noch viel zu tun, um aus dieser Lufthülle erst einmal — vielleicht mittels eines Raketenflugzeugs — ganz herauszukommen, und noch viel mehr, um hinüberzugelangen nach jener kleinen Mondhütte, die in 384000 Millimeter oder 384 Meter Entfernung vom Erdhaus in ebensolcher Kugelform aufgebaut ist!

Was nun diese Mondhütte des näheren anlangt, so ist sie wesentlich kleiner als das Erdhaus; denn ihr Durchmesser beträgt nur 3480 Millimeter oder rund 3,50 Meter. Mit 70 der oben beschriebenen Kartenblätter Deutschlands könnten wir sie schon völlig bekleben, da ihre Oberfläche nur so groß ist wie Afrika und Europa auf unserem Erdhaus. Aber die Berge erheben sich auch hier bis zur „Bohnenhöhe“ über ihre Oberfläche, während es an Wasserpflüßen oder selbst an einer hauchdünnen Wasserhaut gänzlich mangelt. Was wir mit bloßem Auge vom Erdhaus auf der Mondhütte unterscheiden können, sehen wir des Abends von der Erde auch am wirklichen Mond.

Wir können uns natürlich auch die Entfernung von 384 Meter etwas faßlicher ausmalen. Ein Schnellzug fahre auf unserem Erdhaus stündlich 80 Millimeter oder 8 Zentimeter. Das macht am Tage bei ununterbrochener Fahrt rund 2 Meter, und er brauchte mithin zu einer Reise nach der Mondhütte 192 Tage oder über ein halbes Jahr.

Nun fragen wir uns aber gewiß noch: Wo steckt denn eigentlich die Sonne? Gemach: sie ist ja 150000000 Millimeter oder 150000 Meter oder 150 Kilometer von unserem Erdhaus entfernt, und da müssen wir unsere Phantasie schon ein bißchen anstrengen, um uns diese 150 Kilometer Entfernung einmal wirklich auszudenken. Wir brauchen uns dabei aber nicht die Mühe zu geben, nun ausgerechnet einen hohen Berg zu suchen, auf den wir sie stellen wollen; denn die Sonne ist in unserer Kleinwelt für sich schon ein ganz ansehnlicher Sonnenberg von etwa 1400 Meter Höhe, dazu ein leuchtender Berg, der des Nachts von allen Seiten leicht zu finden ist!

Für unsere deutschen Leser ist eine geradezu ideale Veranschaulichung des Sonnenbergs der Brocken im Harz. Denken wir uns deshalb das Erdhaus nebst Mondhütte nach Brandenburg versetzt! Dann stimmt die Entfernung von 150 Kilometer nämlich genau, und wir können auch unschwer berechnen, daß der Erdhaus Schnellzug bei einer Tagesleistung von 2 Meter ganze 75000 Tage oder über 200 Jahre benötigte, um zum Sonnenberg zu gelangen, die „schnecken-schnelle“ Rakete dagegen, die täglich 86 Meter bewältigt, immerhin noch 1700 Tage oder 4 bis 5 Jahre!

Und stünde der Raketenfahrer glücklich vor diesem Sonnenberg und vermöchte seine Hitze zu ertragen, so ginge ihm auch seine Größe richtig auf. Der Sonnenberg ist ja so groß, daß das Erdhaus nebst Mondhütte in ihrer natürlichen Entfernung von 384 Meter bequem darin Platz hätten: wer des Nachts zum wirklichen Mond emporsehaut und sich dann die wirkliche Sonne daneben vorstellt, will zumeist nicht glauben, daß jene so groß ist, daß sie den Raum zwischen Erde und Mond mehrfach füllen könnte . . .



# Die Rundschau

## Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze

In unserer vormonatigen „Rundschau“ zeigten wir unter dem Kennwort „Deutschland im Blickwinkel unserer westlichen Nachbarn“ an einigen Ausschnitten aus der englischen Presse, wie Deutschland jenseits des Kanals beurteilt wird. Die vorliegende „Rundschau“ sei eingeleitet durch grundlegende Ausführungen W. von Kielpinkis in der Zeitschrift „Volk im Werden“, unter dem gleichen Kennwort unserem näheren westlichen Nachbarn gewidmet.

Wenn für das deutsch-französische Verhältnis auch die Frage der öffentlichen Meinungsbildung keineswegs allein und sicherlich nicht so ausschlaggebend wie in England ist, so ist es für uns Deutsche doch recht interessant, zu wissen, welche Beurteilung das politische Geschehen in Deutschland und die deutschen Ideen in der französischen Presse erfahren.

Deutschlands Forderung nach Achtung und Anerkennung seiner nationalen Eigenart in der Welt gibt uns Deutschen zugleich eine größere Bereitschaft und ein tieferes Verstehen auch für die berechtigten Lebensansprüche und politischen Notwendigkeiten der anderen Völker. Wir würden es aber — im gegenseitigen Interesse — begrüßen, wenn diese Haltung nicht nur einseitig bleibt. Daher sind die Möglichkeiten gegenseitigen Kennenlernens in den letzten Jahren bewußt und, wie man feststellen darf, mit Erfolg gefördert worden. Diejenigen Franzosen, die Deutschland besuchten, um hier selbst an den großen politischen Ereignissen des deutschen Volkes einmal teilzunehmen und die Einrichtungen und Organisationen des nationalsozialistischen Staates kennenzulernen, haben meist sachlich, unvoreingenommen und nicht ohne Bewunderung ihre Eindrücke wiedergegeben und versucht, in ihrem eigenen Volke Verständnis für das deutsche Wesen zu wecken. Es ist dabei reizvoll, festzustellen, von welsch verschiedenen Gesichtspunkten aus der Ausländer oft an die Eigenart des deutschen Menschen herangeführt wird. So versucht Gaudefron-Demombynes in seinem Aufsatz aus den mehr äußeren Erscheinungen des täglichen Lebens ein Bild vom Wesen des deutschen Volkes zu geben und seine Unterschiede zum französischen Volk zu klären; Paul Distelbarth, der Verfasser des Buches „Lebendiges Frankreich“, dagegen geht von der Eigenart der beiden Sprachen aus, um den völkischen Charakter Deutschlands zu verstehen.

Wenn solche Urteile über Deutschland auch erst nur vereinzelt in der französischen öffentlichen Meinungsbildung zu finden sind, so kommt ihnen doch um so größere Bedeutung zu, als sie von Männern ausgesprochen wurden, die heute im geistigen Leben Frankreichs einen maßgebenden Einfluß besitzen.

## Deutschland in der politischen Ideologie der Franzosen.

Von Walter von Kielpinkis in „Volk im Werden“. (Herausgeber Prof. Dr. Ernst Kriedel.)

Die Frage nach dem Platz, den Deutschland und insbesondere das nationalsozialistische in der Vorstellungswelt und in der politischen Ideologie der Franzosen einnimmt, und nach dem Bild, das sich vom deutschen Wesen und Menschen unter den Händen der Intelligenz Frankreichs ausgeformt hat, entspringt — so interessant das Ergebnis immer ist — nicht bloßer Neugier. Die merkwürdige Hilfslosigkeit, mit der ein großer Teil des französischen Volkes von jeder deutschen Entwicklungen und Erscheinungen unseres Lebens gegenübergestanden hat, ist uns alles andere als Anlaß zu einem mitleidigen Lächeln. Die Konsolidierung des Nationalsozialismus und seiner Stellung in der Welt gestattet es auch, überhebliche Urteile weniger tragisch zu nehmen als frühere Generationen und auf gelegentliche chauvinistische Ausfälle kühleren Blutes zu erwidern.

Der nationalsozialistische Umbruch hat Deutschland in das Zentrum des französischen Interesses und des politischen Denkens gerückt. Deutschland nimmt beispielsweise in der politischen Publizistik einen breiten Raum ein. Bei uns erscheint das eine oder andere Buch, umfangreich, in jener sorgfältigen Ausstattung und soliden Aufmachung, die dem deutschen Buch Dauerwert gibt. Drüben findet die Vielzahl erregter Fragen ihren Niederschlag in der Broschüre. Aktuell gehalten, reißerisch im Titel, geheftet und billig, kommt sie dem Wunsch nach rascher Orientierung über die Vorgänge jenseits des Rheins in einer mehr oder weniger sensationellen Form nach.

Die Beschäftigung der Franzosen mit Deutschland hat in den wenigsten Fällen den Charakter mühseligen Studiums angenommen und ist verhältnismäßig jungen Datums.

Wir Deutschen haben eine Vorstellung vom „typischen“ Engländer, vom „typischen“ Amerikaner. Es steht hier nicht zur Diskussion, wieviel Wahres sie beinhaltet. Nur muß festgestellt werden, daß sie frei ist von aller Gehässigkeit. Vom Franzosen fehlt uns jedes feste Bild. Er hat nicht einmal im Wit, in der Karikatur einen Dauerplatz, wie die Vertreter anderer Völker. Die Vorstellung vom „Erbfeind“ ist uns Heutigen ganz fremd.

Gerade der Nationalsozialist hat aus der Kenntnis des Charakters und der Geschichte des eigenen Volkes heraus Verständnis für die Eigenarten, Lebensbedingungen und politischen Notwendigkeiten des anderen. Wir versuchen die Schwierigkeiten eines tieferen Verstehens zu begreifen, erkennen die Erübungen, welche die Urteilskraft durch einen übersteigerten

Nationalstolz erleiden kann, die zähe Existenz eines Mißtrauens, das oftmals unter allen Anzeichen panischer Angst zum Ausdruck kommt und sich bisweilen in reinen Haß umsetzt.

Wir legen selbstverständlich Wert darauf, daß diese weitgehende Bereitschaft keine einseitige bleibe, und man wird uns nicht nachsagen können, daß im nationalsozialistischen Deutschland einem Franzosen, der guten Willens war, die Hand verweigert worden sei. Die Möglichkeiten gegenseitigen Kennenlernens sind bewußt vervielfältigt worden.

\*

Man kann die Erwartung hegen, daß sich ein umfassenderes und tieferes Verständnis für das deutsche Wesen Bahn brechen wird, so sehr Unsicherheit und Mißtrauen vorerst noch die Oberhand haben.

Aus der langen liberalen Tradition heraus, ausgehend von einem liberalen Freiheitsbegriff, lehnt sich ein Großteil der Intelligenz in Frankreich gegen die Struktur der nationalsozialistischen Volks- und Staatsführung auf. Man will nicht wahrhaben, daß der Führer durch Duzende von Wahlkämpfen hindurchgegangen und damit zur Verkörperung echter Demokratie, im ureigensten Sinne des Wortes, geworden ist. Statt der Totalität der Weltanschauung wird noch weithin von einer Totalität des Staates, von Diktatur gesprochen, und man will den Abstand vom Polizeistaat alten Stils nicht zugestehen. Doch auch hierin bricht sich ein tieferes Erkennen Bahn. Sätze wie die folgenden strafen die gesamte französische Hespresse Lügen. „Im Gegensatz zur preussischen, aristokratischen und militärischen Auffassung, die den ‚Staat‘ zum Gott erhebt, dessen König nichts anderes als sein erster Diener ist, erhebt Hitler zum Prinzip die Oberherrschaft des Volkes, unter allen Werten . . .“ Es wird schon hier und da begriffen, daß der Staat für den Nationalsozialismus lediglich ein Instrument des Volkes ist.

Die ganze parlamentarische Atmosphäre verhindert freilich wie eine Mauer bei der Allgemeinheit das Verständnis für das Gefolgschaftsverhältnis zwischen Führer und Volk, zumal gerade dies im Innersten germanisch-deutschen Wesens wurzelt. Das gleiche gilt von der Disziplin, der Ordnung. Freiwilliger Gehorsam wird als Freiheitsmangel, die Selbstverständlichkeit, mit der das gesamte deutsche Volk ihn übt, als Charakterfehler halb mit mitleidiger Verachtung, als Resultat diktatorischer Unterjochung, halb mit moralischer Entrüstung ausgedeutet. Franzosen, die



# Erwill zu Dir



## Kinderlandverschickung

beispielsweise den ersten Mai auf dem Tempelhofer Feld persönlich miterleben, konnten sich aber dem Eindruck nicht entziehen, und ihre Reaktion ist mehr Staunen vor der für sie unfassbaren Erscheinung eines im Gleichschritt ziehenden Volkes und ein gut Teil Bewunderung. Sie gingen von dannen mit dem Gefühl, daß in diesen Festen stärkere Kräfte wirksam sind als Zwang und staatliche Gewaltanwendung. Allerdings waren sie gerade durch die Feststellung, daß der Nationalsozialismus deutschem Wesen entspricht, nichts weniger als beruhigt.

Die deutsche Disziplin erfährt vielfach noch eine andere Auslegung. Sie wird als ein Attribut des dem Deutschen eingeborenen Militarismus bezeichnet. Es gibt wohl kaum etwas Schwächeres, als dem Franzosen den Unterschied zwischen „soldatisch“ als Charakterhaltung und Lebensstil und „militärisch“ klarzumachen. Von „militärisch“ tun die Gedanken rasche Sprünge: Militarismus, Kriegslüsterheit, Expansion. Diejenigen, die beispielsweise eingesehen haben, daß die deutschen Arbeitsdienstlager nichts mit Kaserne zu schaffen haben und der Dienst der nationalsozialistischen Arbeitsmänner nichts mit Militär, befinden sich noch in der Minderheit. Auch die seelische und körperliche Erziehung durch die nationalsozialistische Erziehung und das Ideal eines heroischen Menschentums wird in unmittelbare Verbindung mit Kriegsabsichten gebracht. Dasselbe Schreckgespenst schwebt über dem deutschen Streben nach wirtschaftlicher Selbstversorgung. Wir haben keinen Grund, zu leugnen, daß die Wehrhaftmachung des deutschen Volkes stets mit erreicht wird. Aber für viele Franzosen ist es eine ausgemachte Sache, daß wir Deutschen den Krieg wollen, und nur darüber, gegen wen er sich richten werde und wann er losbreche, braucht man sich noch zu unterhalten.

Die billige Sorge um die „Sicherheit“ mag nicht zuletzt darin begründet liegen, daß Frankreich nur einen wirklichen Nachbarn hat, und das ist Deutschland. Bei uns verteilt sich das Interesse auf viele Grenzen. Neben der an den Erfolgen des Nationalsozialismus gesteigerten Gespensterfurcht vor einem deutschen Angriff bewirkt die Stärkung der deutschen Position in Mitteleuropa aber auch eine immer intensivere Beschäftigung mit der eigenen Beschaffenheit. „Deutschland, wie so viele andere Nationen, kann uns einen ungeheuren Dienst erweisen, indem es uns zum Nachdenken zwingt, indem es eine Vielzahl von Vergleichsmöglichkeiten darbietet. Es wird in einer bewundernswerten Abfolge von politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen fortgerissen. Alles bildet sich um und erneuert sich. Man ist dort bis zur Torheit trunken von neuen Ideen. Wir käuen im Gegenteil bis zum Ekel, bis zum Erbrechen unsere alten kleinen politischen Ideen wieder, die aus dem letzten oder sogar aus dem vorletzten Jahrhundert stammen. Wir beginnen immer wieder unsere

kleinen Wahlkämpfe, bei denen nie etwas Entscheidendes herauskommt. Wir beißen ewig auf unseren hohlen Formeln herum, unseren großen Worten ohne Sinn und Gehalt. Wir haben es sehr nötig, unsere Fenster nach draußen zu öffnen. . .“

Hinter der breiten, von Emigranten und Marxisten getragenen Heße gegen die angebliche deutsche Gefahr erheben sich andere Stimmen, die mit peinlicher Schonungslosigkeit auf den Kern hinweisen: „Die französischen Patrioten sind bis zu einem gewissen Grad gezwungen, die deutsche Gefahr unaufhörlich zu vergrößern. Ich weiß, es ist das einzige Mittel, von der Nation die notwendigen Opfer für die Sicherheit zu erhalten“, und der gleiche Verfasser fügt hinzu: „Aber das ist an sich kläglich.“ Was er für notwendig hält, ist, daß Frankreich seine nationale Revolution mache. Nun, dazu scheinen uns die chaotischen Kräfte des Bolschewismus, die Mächte der Zerstückung aller völkischen Kräfte, zu stark zu dominieren. Ihre Überwindung ist auch nicht unsere Angelegenheit. Immerhin wäre diese indirekte, sich vorläufig in lauter Eigenkritik erschöpfende Wirkung der nationalsozialistischen Wiedergeburt nicht erstmalig, und Europa wird nicht schlecht dabei fahren, wenn nicht nur in Mittel- und Südosteuropa der Prozeß eines innersten Verfalls ins Stocken gerät und der Widerstand gegen die ewigen Zerstörungsmächte der Völker sich regt.

Unser Wunsch ist, daß aus der Krise, die Frankreich zweifellos durchmacht, ein der Revision unterzogenes Bild vom Deutschen und von Deutschland entsteigt, das ein erträgliches Verhältnis zum Nachbarvolk gestattet.

## Ein Querschnitt durch das Leben im heutigen Deutschland.

Aus einem Aufsatz von J. Gaudefron-Demombynes, Professor der deutschen Sprache, Paris, in „La Grande Revue“, Paris.

Im August 1937 stieg ich zufällig in Heidelberg aus, ohne dort jemand zu kennen. Ich ging geradeswegs in die Bibliothek des Instituts für Musikgeschichte an der Universität. Da gerade Ferien waren, wurde ich zuerst von einem Hausmeister, dann von einem Samulus empfangen, der gar keinen Ausweis von mir verlangte, sondern nur meinen Namen, der ebenso gut Durand hätte sein können. Ich sagte einfach, daß ich mich für Musikgeschichte interessiere. Daraufhin bot man mir sofort einen Bibliotheksschlüssel an, damit ich dort zwanglos ein- und ausgehen konnte.

Diese kleine Musikbibliothek einer Provinzstadt ist ebenso reichhaltig und viel praktischer geordnet als die Bibliothek des Konservatoriums in Paris. Sie birgt Schätze. Ich hätte dort unbehelligt Manuskripte und Druckschriften von großem Wert entwinden können. Obwohl ich unbekannter Ausländer war, gewährte man mir Zutritt, als ob ich ein Student wäre, der aus einer in der Stadt eingewachsenen Familie stammte. Können Sie mir eine französische Universität nennen, die dies täte?

Ich will nicht rechten, ich stelle nur eine Tatsache fest. In Deutschland herrscht Vertrauen, auch Ausländern, sogar Franzosen, den vermeintlichen „Erbfeinden“, gegenüber. Die Deutschen empfangen von vornherein einen Ausländer nicht als einen „Gangster“, sondern als Ehrenmann.

Die gleiche Atmosphäre von Ehrbarkeit habe ich auch ganz allgemein bei den Kaufleuten angetroffen, und nicht nur in Heidelberg, sondern in allen Städten, durch die ich kam.

Heidelberg bietet dem Reisenden das Bild einer hochmodernen Stadt, einer Stadt des Wohllebens und der Ruhe, die würdig wäre, Königswinter den Titel eines „deutschen Nizzas“ streitig zu machen.

Man lebt dort in einer formgewandten und kultivierten Gesellschaft, die einen großen Kreis umfaßt und wohlhabend ist. Wenn man in französischen Städten mit ungefähr gleicher Bevölkerungszahl — Caen, Amiens — gelebt hat, dann glaubt man wirklich, daß man hier die Luft einer idealen Stadt atmet, die in der kulturellen Entwicklung einen Vorsprung von mehreren Jahrhunderten hat.

Auch das Aussehen der Straßen und Häuser läßt an eine Vorwegnahme denken, an eine Art Leben, wie es künftig einmal sein wird. Nichts könnte sauberer und anständiger sein als die Läden, die die Hauptstraße zieren. Die Deutschen, die in Frankreich reisen, müssen vor unseren Auslagen auf offener Straße denken, sie seien in Smyrna oder Kanton.

Gehen wir durch die Straßen und beobachten wir die Leute! Dieses Volk erscheint einem im tiefsten Grunde ruhig und friedlich. Auch der Arbeiter sieht aus wie ein guter, mit seinem Schicksal zufriedener Bürger; er geht



ohne Hast einher, trägt in der Hand eine ansehnliche Aktentasche, in der er die Wurst zu seinem Frühstück verwahrt. Er nimmt sich ernst, spielt nicht den Unzufriedenen, schneidet nicht auf, spöttelt nicht und hat auch kein großes Maul. Vielleicht kommt er mit seinem Verdienst in der Woche oder im Monat nicht ganz aus; aber er wahrt seine Würde, er arbeitet weiter ohne Protest, und ohne die Fabrik zu besetzen. Er betrachtet die Arbeit als etwas Heiliges, und darin liegt sein eigentlicher Lohn. Mir kommt ein Vergleich in den Sinn, wie es keinen wahreren gibt: Der deutsche Arbeiter gleicht unseren besten Priestern, die sich ohne Hoffnung auf irdische Belohnung — ich möchte sagen: aus Liebe zur Kunst — ihrer Aufgabe widmen.

In allen Ländern der Welt schaut der Ausländer die Frauen an und macht sich ein Bild von dem Lande, in dem er weilt, nach den Frauen, die darin leben. In Deutschland habe ich stets die gleiche Ansicht gehabt, und sie hat sich auf jeder Reise immer wieder bestätigt: Die Grundehrlichkeit in der äußeren Haltung und die Bescheidenheit im Auftreten sind nicht nur äußerer Schein, sondern entsprechen durchaus dem inneren Wesen der deutschen Frau. Die Einfachheit der Aufmachung hat selbst für den Franzosen etwas Erschreckendes. In Frankreich kleiden sich die Männer beliebig, tragen neutrale, wenn nicht dunkle Farben, und zu große Eleganz beim Manne ist eher ein schlechtes Zeichen; eine ganze Tonleiter von Schimpfwörtern kommt einem in den Sinn — Modenarr und schlimmere. Aber die Französinen sind elegant und kokett, selbst wenn sie den niedrigsten Volksschichten angehören. In Deutschland ist es umgekehrt. Die Männer sind im allgemeinen sehr gepflegt, auch die Ärmsten tragen Anzüge von gutem Schnitt, makellose Wäsche und schöne Krawatten. Die Frauen dagegen zeigen eine nach unseren Begriffen übertriebene Geringschätzung für Kleidung. Selbst im Theater tragen Damen der Gesellschaft häßliche Kleider ohne den geringsten Geschmack und ohne alle Phantasie. Alle, jung und alt, tragen im Sommer auf der Straße eine Art Niederschürze, die Tracht der „Dirndl“, der kleinen Serviermädchen in Gasthäusern. Dies würde reizend aussehen, wenn die Frauen hübsch wären. Aber unglücklicherweise haben die Badenerinnen und die Pfälzerinnen nicht den pikanten Reiz der Berlinerinnen und den Charme der Sächsin.

Auf den Straßen gibt es niemals ein Stelldichein von Verliebten. Ich habe nie einen jungen Mann ein junges Mädchen ansprechen sehen, das nicht seine Schwester oder eine sehr gute Freundin seiner Familie war. Nur eine Ausnahme gibt es: die Soldaten. Aber in Deutschland sind die Soldaten nicht Männer, sondern Halbgötter. Sie haben überall den Vortritt, und sie verdienen ihn. Der einfache Soldat jenseits des Rheins ist korrekter, würdevoller und im Benehmen vornehmer als bei uns der Offizier. Niemals eine Kauferei, niemals ein heftiges Geschimpfe, niemals eine Haltung, die nicht vollkommen dem Gefühl des Anstands und der Würde entspräche. In Deutschland sieht man keine Soldaten, die unordentlich gekleidet sind, sich herumtreiben, sich flegeln, schreien und gestikulieren, grobe Späße machen und den Mädchen nachrennen.

Dieser Soldatenkult ist keine oberflächliche Erscheinung, die nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden muß, sondern das bezeichnendste Merkmal einer ganz anderen Mentalität als unserer eigenen. Für den Deutschen bedeutet der Militärdienst eine Ehre und bleibt die schönste Zeit seines Lebens. Bei uns dagegen wird das Kasernenleben nicht so geschätzt wie in Deutschland, wo alle, mit denen ich gesprochen habe, es in bester Erinnerung haben. Ebenso ist es mit dem Arbeitsdienst, den alle jungen Deutschen vor ihrer Militärzeit ableisten. Ich war nicht wenig erstaunt, als mir sehr kultivierte und auch künstlerisch veranlagte junge Intellektuelle bestätigten, daß sie niemals glücklicher gewesen seien als während ihrer Arbeitsdienstzeit, in der sie Sümpfe trockenlegten und Gräben zogen. Das ist eine andere Mentalität, als wir sie haben. Der junge Deutsche leidet nicht im geringsten unter dieser spartanischen Erziehung und dem harten Leben, sondern entfaltet sich darin wie in seinem Element.

Eine Neuerung unter der Regierung Hitlers zielt darauf ab, im Unterrichtsplan der höheren Schulen wöchentlich ein bis drei Stunden dem Chorjungen und der Musikgeschichte zu widmen. Man erkennt daran das besondere Interesse, das Hitler dieser Kunst entgegenbringt.

Eine andere Neuerung liegt darin, daß man in den Mädchenschulen von Obertertia an eine Abteilung eingerichtet hat, die in den letzten drei Klassen nicht mehr auf das wissenschaftliche Abitur vorbereitet, sondern auf das hauswirtschaftliche Diplom. Diese Abteilung heißt Frauenschule.



## Hitlerfreiplatzspende der Nationalsozial. Volkswohlfahrt

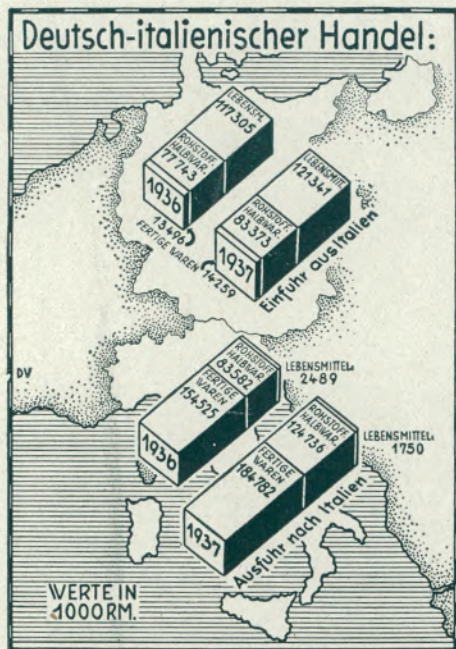
Dort wird in Gartenarbeit, Kochen und Hauswirtschaft unterrichtet, über die Grundbegriffe der Krankheitsverhütung und der Anatomie, die etwa dem Lehrplan unserer Schwesternkurse entsprechen, und in Kleinkindererziehung. Die Frauenschule umfaßt auch einen Literaturlehrgang, dem ich gelegentlich beizuwohnen durfte und der recht originell ist. Offizielle Richtlinien sind noch nicht erlassen, und dem Takt und der Intelligenz der Lehrer ist ein weiterer Spielraum gegeben, die Neigungen ihrer jungen Hörerschaft den allgemeinen Richtlinien der Reform anzupassen. Ich wohnte einer Textinterpretation bei. Es handelte sich um eine Erzählung von Gottfried Keller. Nach einer sehr kurzen literaturgeschichtlichen Einführung, die übrigens ausgezeichnet war, regte die Lehrerin einen Meinungsaustausch an, den man mit einer Salonplauderei hätte vergleichen können, wenn er nicht mit soviel Ernst und Gründlichkeit geführt worden wäre. Alle Fragen der Lehrerin bezogen sich auf die Stellung der Geschlechter zueinander, auf die beiderseitigen Pflichten der Ehegatten, auf die Pflichten und Freuden der Frau als Mutter- und Hausfrau. Das Ganze war im Tone größten Anstands und höchster Sittlichkeit gehalten und wurde trotzdem in keinem Augenblick zu einer Moralpredigt, sondern trug den Charakter einer angenehmen Unterhaltung, die von einem gediegenen Wirklichkeits-sinn durchdrungen war. Bei Franzosen wird es immer wieder Erstaunen erregen, zu erfahren, mit welcher Unbefangenheit junge deutsche Mädchen im Alter von 14 bis 15 Jahren ohne falsche Scham und ohne Schen, die Dinge beim Namen zu nennen, über so heikle Fragen wie die Beziehungen der Geschlechter zueinander sprechen.

Man wird mich nun fragen, ob ich z. B. im Geschichtsunterricht auf eine Neigung zu einseitiger Stellungnahme gegen Frankreich oder auf eine übertriebene Betonung des Pangermanismus gestoßen sei. Die Antwort ist ein entschiedenes Nein.

Berfailes ist nur noch eine Erinnerung. Deutschland ist moralisch und militärisch noch stärker als 1914. Es ist sich seiner Stärke bewußt, es be-raucht sich daran. Es kann sich den Luxus geschichtlicher Unparteilichkeit, vielleicht sogar einer klugen Feinfühligkeit seinem ehemaligen Gegner gegenüber leisten.

Übrigens habe ich diese Beobachtung nicht nur in der Jugenderziehung gemacht, sondern auch in meinem täglichen Umgang mit Menschen der verschiedensten sozialen Schichten. Der Franzose wird heute nicht nur mit Höflichkeit empfangen, wie alle Ausländer in Deutschland, sondern mit offener Herzlichkeit. Mit einem Wort: Es herrschen wieder normale Beziehungen.





### Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Berlin und Rom.

Der deutsch-italienische Warenaustausch zeigt deutlich, daß neben der politischen auch die wirtschaftliche Zusammenarbeit der beiden Völker in immer größerem Umfange ausgebaut wird. Wenn auch Italien und Deutschland mit größter Energie das Ziel der höchstmöglichen Selbstversorgung verfolgen, so steigt trotzdem der gegenseitige Warenaustausch unentwegt an, obwohl in der übrigen Welt infolge neuer Methoden des Verrechnungsverkehrs sowie der Ein- und Ausfuhrkontrolle die Außenhandelsumsätze schon wieder sinken. Seit 1932 ist die deutsche Ausfuhr nach Italien nahezu um 50 % gesteigert worden, und auch die Einfuhr Deutschlands aus Italien erhöhte sich beträchtlich. So nahm der Austausch zwischen Deutschland und Italien rascher zu als der Außenhandel dieser Länder mit der übrigen Welt. Dies ließ sich erreichen, weil beide Länder dem Ziel zustreben, zu einer möglichst engen Zusammenarbeit zum Zwecke der Verbesserung der Lebenshaltung der Völker zu kommen.

### Eine Seite des deutsch-französischen Problems.

Aus einem Aufsatz von Paul Distelbarth, Paris, Verfasser des Buches „Lebendiges Frankreich“, in der „Revue Bleue“, Paris.

Ein altes deutsches Volkslied, eines der schönsten und traurigsten, erzählt die Geschichte zweier Königskinder, die sich liebten, aber nicht zusammenkommen konnten, dem „das Wasser war viel zu tief“.

Ist das nicht auch das Sinnbild Frankreichs und Deutschlands, die sich von jeher suchen und doch immer nicht finden können?

Es sei jedoch gleich gesagt, daß ich weder an die unvermeidliche Schicksalhaftigkeit noch an den vermeintlichen Abgrund glaube. Das sind Worte, nichts weiter, ähnlich wie jenes Wort von der Erbfeindschaft, von dem man glücklicherweise heute abgekommen ist, das aber eineinhalb Jahrhunderte lang seine verheerenden Wirkungen ausüben konnte. Im Grunde genommen sind dies vielleicht Ausflüchte, welche die Ohnmacht verbergen sollen. Statt sich an großartiger, aber manchmal blinder Begeisterung zu berauschen, sollte man lieber eine langsame und geduldige Arbeit in Angriff nehmen, die auf den ersten Blick vielleicht aussichtslos erscheint. Man sollte sorgfältig das Gebiet des deutsch-französischen Problems abtasten, in der Vergangenheit den Haken nachspüren, an die wir gebunden sind durch Bande, die unsere Freiheit hemmen; dann sollte man die Knoten lösen, d. h. die tiefen Gegensätze ans Licht ziehen, die zwischen unseren Charakteren und unseren Seelen bestehen. Warum soll man leugnen, daß Franzosen und Deutsche durch eine bestimmte Anzahl von Fragen getrennt sind, über die sie sich vielleicht niemals verständigen werden? Hindert das die Zusammenarbeit?

Ein Zeitschriftenaufsatz kann nicht den Ehrgeiz haben, einen so umfassenden Gegenstand erschöpfend zu behandeln. Es möge mir daher gestattet sein, nur einen dieser Grundunterschiede zwischen den beiden Völkern aufzuzeigen, und zwar den, der aus der Sprachverschiedenheit stammt.

Die französische Sprache, die eine analytische Sprache ist, bietet sich

dem Auge des ausländischen Bewunderers als eine Schatzkammer dar, in der Gold und Silber, Münzen und Kunstwerke wohlgeordnet und übersichtlich aufgestellt sind. Dieser Schatz bildet das große und wahrhaftige Gemeingut der Franzosen. Jeder hat das Recht, daraus zu schöpfen, und wird in dem Maße für gebildet erachtet, wie er sich die Reichtümer dieses Schatzes anzueignen vermag. Um die französische Sprache wirklich beherrschen zu können, muß man den Wortschatz lernen. Es ist also vor allen Dingen eine Sache des Gedächtnisses. Die Beherrschung der Sprache genügt tatsächlich bis zu einem gewissen Grade, um Bücher zu schreiben, die oft sehr schön sind. Aus den Elementen, die das ererbte Sprachgut zur Verfügung stellt, entwerfen die Schriftsteller — und nicht die geringsten unter ihnen — die harmonischen, erregenden oder schillernden Bilder des Lebens, verzweifeln sie und entwerfen sie immer wieder aufs neue, wie in einem Kaleidoskop. Es ist — im besten Sinne des Wortes — ein Spiel, wie übrigens viele und sehr ernste Dinge im französischen Leben.

Da die französische Sprache den Regeln einer strengen Wortfolge unterworfen ist, zwingt sie außerdem jeden, der sie benutzt, rasch seine Gedanken zu ordnen, bevor er den Satz beginnt. So wird jedem von früher Jugend an eine ziemlich strenge Zucht auferlegt, eine beständige Schulung des Geistes.

Andererseits besteht für die Franzosen die Gefahr, daß sie sich an Wörtern berauschen, daß sie sprechen, ohne viel zu sagen, aber dabei ein prächtiges Feuerwerk von Worten erstrahlen lassen. Ihre ganze Kraft erschöpft sich manchmal sogar in der Suche nach Wörtern: Ein Problem klar herausgestellt zu haben, ist in sich selbst schon genug; es ist durchaus nicht nötig, weiterzugehen, z. B. die Lösung des Problems zu suchen oder sogar zur Tat zu schreiten.

Seit drei Jahrhunderten, in denen sich die französische Sprache herauskristallisierte und gleichzeitig vereinfachte, hat eine unaufhörlich wachsende Anzahl Franzosen gelernt, sich ihrer mit Meisterschaft zu bedienen. Das Wort gehorcht ihnen, der Wortschatz ist ihnen immer gegenwärtig, sie gebrauchen ihn mühelos, ihre Erwidierungen kommen leicht, rasch, geistfüllend. Diese Tatsachen erzeugen und begünstigen die Diskussion, dieses Wesenselement des französischen Lebens. Der Diskussion aber entspringt die Wahrheit. Die französische Sprache zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie Wahrheiten ans Licht bringt.

Die deutsche Sprache hat ein ganz anderes Wesen. Als synthetische Sprache erfordert sie, wenn sie gut gesprochen werden soll, beständig eine kleine schöpferische Arbeit, die der logischen Anstrengung entspricht, welche das Französische verlangt. Aber während es nur eine Übungssache ist, sich an das Ordnen seiner Gedanken zu gewöhnen, läßt sich die schöpferische Kraft nicht erlernen: sie ist natürliche Begabung. Doch die Natur ist geizig im Austeilen dieser Gabe. Daher sind die Menschen, welche die deutsche Sprache mit Meisterschaft zu handhaben wissen, selten. Infolgedessen erreicht der Durchschnitt der deutschen Literatur nicht das Niveau der französischen. Der psychologische Roman, das Beispiel für diese Literatur, die sich aus einer bestimmten Anzahl von untereinander auswechselbaren, dem Schatz der Sprache entnommenen Elementen „zusammensetzt“, ist sozusagen im Deutschen unmöglich und befriedigt als Übersetzung aus dem Französischen in keiner Weise. Der deutsche Schriftsteller, der mit einem Zettelkasten arbeitet, bleibt um ein Beträchtliches hinter seinem französischen Kollegen zurück. Das kommt daher, weil man die deutsche Sprache nicht „besitzen“ kann, wie man die französische besitzt. Wenn aber andererseits ein schöpferisches Genie wie Goethe sich dieser Sprache bemächtigt, findet er darin Reichtümer, mit denen er ein gigantisches, übermenschliches Werk aufbauen kann. Nennen wir nur den „Faust“, dessen beste Übertragung ins Französische niemals mehr als einen matten Abglanz geben kann.

Wenn das Französische ein herrlicher, prunkvoll dargebotener Schatz ist, kann man das Deutsche mit einem Bergwerk vergleichen, aus dem man immer neue Schätze ans Licht fördert, ohne sich viel um die Reinigung des Metalls und das Prägen von Münzen zu kümmern. Man begnügt sich schon mit dem in der Anlage vorhandenen Reichtum. Es handelt sich hier um eine charakteristische Seite der deutschen Seele: die „als ob“-Seite. Da man diese Reichtümer besitzt und es sich nur noch darum handelt, sie in Geld zu verwandeln, gebärdet man sich, „als ob“ man das Geld schon im Kasten hätte. Überall im deutschen Leben und vor allem in der Politik nimmt man auf diese Weise häufig entfernte Möglichkeiten für



Wirklichkeiten, die man in seine Rechnung einsetzt, „als ob“ sie tatsächlich vorhandene Faktoren wären.

Andererseits enthebt das Fehlen einer strengen Wortfolge die Deutschen des beständigen und gefunden Aufwandes an Logik, zu dem die Franzosen gezwungen sind. Deshalb ist es viel bequemer, sich auf deutsch auszudrücken als auf französisch, da man nicht auf Schritt und Tritt auf die Logik in der Gedankenfolge achten muß. Aber diese Erleichterung bringt die Gefahr von Unklarheiten mit sich, führt dazu, daß man die Form vernachlässigt und sich mit Andeutungen begnügt.

Wenn man ein wenig vereinfacht, könnte man sagen, daß die französische Sprache eine Sprache mit abstrakten Begriffen ist, die man wie Werkzeuge handhaben kann. Im Gegensatz dazu ist die deutsche Sprache vor allem dazu bestimmt und fähig, Gefühle auszudrücken. Sie setzt den deutschen Philosophen sogar einen gewissen Widerstand entgegen, wenn sie ihre Gedanken ausdrücken wollen. Man versuche Sichte zu lesen, der heute in Deutschland sehr in der Mode ist, und man wird sich vor einem Gestrüpp von Worten finden, das man nur schwer durchdringen und in dem man kaum dem Pfad des Gedankens folgen kann. Hierin sind die beiden Sprachen getreue Spiegel der beiden Seelen. Ein Wort wie „Freiheit“ oder „Frieden“ ruft im Franzosen eine Fülle von Vorstellungen hervor, während in den deutschen Herzen Wörter wie „heldisch“ oder auch nur „Blut“ (die für den Franzosen nichts besagen, was von Wert ist) einfache, aber starke Gefühle wecken, die wie in einer traumhaften Schau eine romantische Landschaft auftauchen lassen, eine ferne Vergangenheit, nach der man sich zurücksehnt; denn der deutschen Seele wohnt die Sehnsucht nach der Urzeit inne, nach dem Reich der „Mütter“.

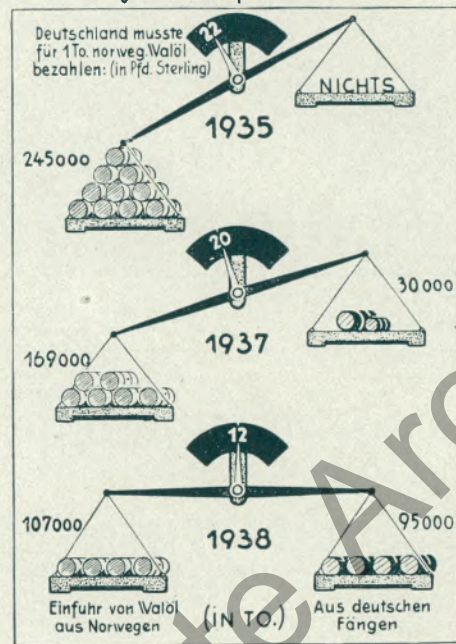
Zweifellos wird man sich schon gefragt haben, was diese Dinge mit dem Problem der deutsch-französischen Beziehungen zu tun haben. All dies scheint ins Reich der Philologen und vielleicht der Philosophen zu gehören. Aber in die Politik?

Wir wollen doch einmal die Lage in Deutschland betrachten, so wie sie sich den Franzosen unmittelbar nach dem Kriege darstellte. Das deutsche Volk hatte „seine Tyrannen verjagt“ und sich als demokratisch-parlamentarische Republik eine Verfassung gegeben. Diese Republik empfing ihre ideelle Grundlage aus dem Geiste Goethes und Schillers und bezeichnete sich als vom Geist von Weimar befeelt. Das erschien den Franzosen wundervoll. Die geistige Autorität Goethes, einer Art Karl der Große auf geistlichem Gebiet, der gleicherweise in Frankreich wie in Deutschland verehrt wird, schien für eine Verständigung und ein Sich-Finden genügen zu können. Von nun an erwarteten die Franzosen natürlich, daß in der neuen Demokratie die Dinge wie bei ihnen verlaufen würden, nach ihren parlamentarischen Spielregeln. Nichts davon geschah. Dieses republikanische Deutschland benahm sich in keiner Weise, wie es sich nach Ansicht der Franzosen pflichtschuldigst hätte verhalten müssen. Es brachte fortwährend seine besten Freunde in unangenehme Verlegenheit. Allerdings machte es gewissenhaft die Formen des französischen Parlamentarismus nach; aber was dabei herauskam, machte den Eindruck einer traurigen Farce. Welche Enttäuschung für die Franzosen!

Statt nach den Gründen zu forschen, schrie man damals: „Seht Deutschland! Es bleibt sich ewig gleich! Es ist nichts mit ihm anzufangen!“ Und dieses Wort vom „Ewigen Deutschland“ wurde auch eines der Schlagworte, welche die Ohnmacht verbergen sollten. Gewiß, Deutschland bleibt sich ewig gleich! So wie Frankreich sich gleichgeblieben ist! Gewiß, die Völker entwickeln sich, aber das wandelt nicht den ewigen Kern in ihnen. Im Gegenteil, wenn man neue Formen schafft, die dem Charakter der Völker besser angepaßt sind, macht diese Entwicklung es ihrer ewigen Seele möglich, sich immer besser zum Ausdruck zu bringen. So sieht man seit 150 Jahren immer klarer das Bauerngesicht des französischen Volkes zum Vorschein kommen, das ewige Gesicht, das aber vom Ruhmesgeschrei und vom Pulverdampf der Schlachten zu lange verborgen gehalten wurde. Die Franzosen hatten ganz naiv erwartet, daß Deutschland sich ihnen zu Gefallen von Grund auf ändern werde, aber es dachte nicht einmal daran.

Niemand kam auf den Gedanken, sich zu fragen, ob ein Parlamentarismus nach französischem Muster in Deutschland überhaupt möglich war, oder vielmehr, warum er nicht möglich war. Sonst hätte man gesehen, daß der französische Parlamentarismus aus der französischen Sprache entstand, die, wie wir gesehen haben, für Diskussionen wie geschaffen ist.

### Stimmgen Walfangener Ergebnis im Preisdiplom..



### Nach der Walfagd.

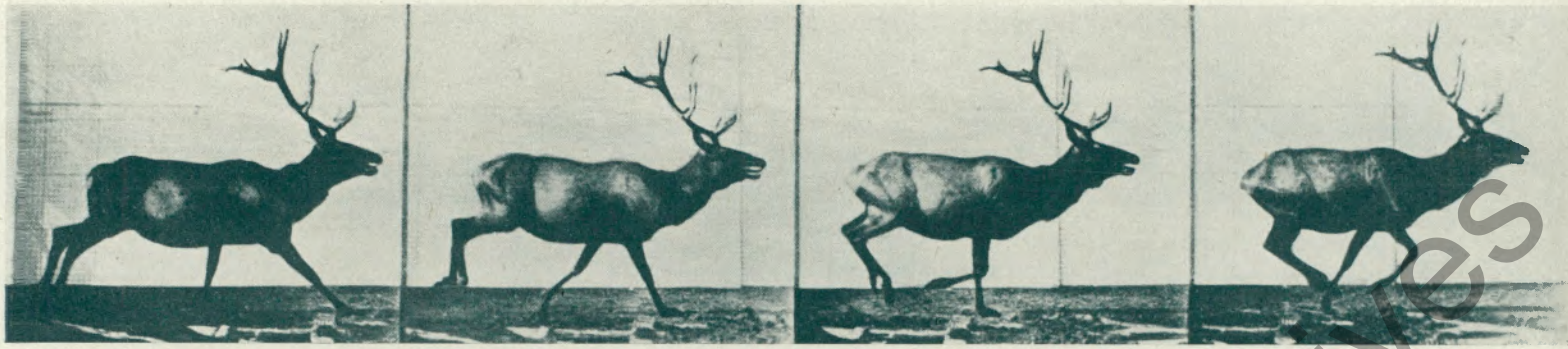
Die Walfangflotten Norwegens, Englands, Japans, Südafrikas, Dänemarks und Deutschlands von insgesamt 257 Fangbooten mit 31 Kochereien sind mit dem Frühjahr zurückgekehrt. Sie haben insgesamt 570 000 Tonnen Walöl aus dem südlichen Eismeer mit nach Hause gebracht, wovon rund 95 000 Tonnen auf Deutschlands Walflotte von 30 Fangbooten mit 4 eigenen Kochereien und 14 norwegischen Fangbooten mit 2 Kochereien entfallen, die für deutsche Rechnung arbeiteten. Das ist ein großer Erfolg, wenn man bedenkt, daß Deutschland erst im zweiten Jahre wieder am Walfang beteiligt ist und damit bereits fast die Hälfte unseres jährlichen Verbrauchs an Walöl gedeckt werden kann. Im Jahre 1935 mußten noch 70 Millionen Reichsmark an Devisen für 245 000 Tonnen Walöl aufgebracht werden; außerdem gelang es, durch die eigene Walfangflotte das Preisdiplom der früheren Jahre zu brechen, und das Walöl was Deutschland noch mit Devisen bezahlen mußte, ist um 45 % billiger als zur Zeit, in der die Norweger und Engländer noch eine Monopolstellung innehatten. Für die Fangzeit 1938/39 wird die deutsche Flotte bereits 30 Fangboote mit 7 Kochereien zählen, so daß mit den übrigen angekauften Kochereien und Fangbooten im kommenden Winter Deutschland seinen Bedarf an Walöl selbst decken kann.

Die deutsche Sprache aber eignet sich kaum für lebhaft und rasche Diskussionen und auch nicht für blickartig treffende Formulierungen und Entgegnungen. Der französische Parlamentarismus ist daher ganz einfach in Deutschland unbrauchbar, und was auch kommen mag, Deutschland wird niemals eine parlamentarische Demokratie nach dem Vorbild der III. Republik werden.

Es hat keinen Sinn, in einem Lande die äußeren Formen des politischen Lebens eines anderen Landes nachahmen zu wollen. Man muß es dem deutschen Volke überlassen, die Formen zu suchen, die ihm gemäß sind, und die vor allen Dingen mit den Möglichkeiten der deutschen Sprache in Einklang stehen.

Es gibt andere, nicht weniger wichtige Fragen, die man untersuchen müßte, um die Aussicht und die Bedingungen für eine wahre deutsch-französische Verständigung zu erkunden — eine Verständigung, die sich nicht auf eine gefühlseelige Verschwommenheit und auch nicht auf einen flachen Opportunismus gründet, sondern auf eine vertiefte Kenntnis der Charaktere, und aus der die gegenseitige Achtung erwachsen würde. Zu diesen Fragen gehören z. B. die grundverschiedene Struktur der beiden Völker und der Unterschied im Altersaufbau. Das sind noch kaum erforschte Gebiete, voller Schwierigkeiten, die man kennen muß, damit schwere Irrtümer für die Folge vermieden werden. Wenn man sich besser kennenlernte, könnte man leichter der allzu menschlichen Versuchung widerstehen, die wohl entschuldbar, aber verhängnisvoll in ihren Wirkungen ist, nämlich: seinen Nachbarn nach sich selber zu beurteilen.





Laufender Hirsch.

Aufnahme: Schade-Archiv.

Photographische Bilderreihe aus dem im Jahre 1878 erschienenen Werk von Muybridge „Tiere in der Bewegung“, das zum erstenmal ein Studium schnell aufeinanderfolgender Muskelbewegungen ermöglichte. Muybridges Aufnahmen gaben auch wertvolle Aufschlüsse über die Gangarten der Tiere.

## Eadweard Muybridge, der Vater der Kinematographie.

Von Wolfgang Schade.

Vor sechzig Jahren veröffentlichte Muybridge sein photographisches Werk „Tiere in der Bewegung“ und wies damit zum erstenmal neue Wege in der Wiedergabe von photographierten Bewegungen auf, die er dann mit Hilfe des von ihm erfundenen „Zoopraxiskop“ auch kinematographisch projizierte.

In keinem anderen Zweige der Technik rollt die Geschichte mit derartiger Schnelligkeit ab wie in der Kinematographie. Die größten Namen des Films, die noch vor einem Jahrzehnt der ganzen Welt bekannt waren, sind heute, mit wenigen Ausnahmen, vergessen.

Noch undankbarer sind die Menschen den Vorläufern der Erfinder des Films gegenüber. Man weiß noch ein wenig von den Skladanowskys, von den Lumières, die als erste ein Geschäft aus der Kinematographie gemacht haben, und man kennt vielleicht auch den Namen Eastmans, des Pioniers der Filmerzzeugung. Aber fast vergessen sind alle wirklichen Erfinder und Vorläufer der Kinematographie.

Der erste unter diesen, der zur Wiedergabe auf der Leinwand geeignete photographische Bilderreihen aufgenommen hat, war der Engländer Eadweard Muybridge, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert war. Er hat es verstanden, seine Aufnahmen tatsächlich in einer Weise zu projizieren, daß das Publikum „lebende Bilder“ zu sehen bekam.

Muybridge war kein Laie, als er seine Arbeiten in dieser Richtung begann. Er war bei der Regierung der Vereinigten Staaten der Leiter des photographischen Vermessungsdienstes im Staate Kalifornien.

Diesen Posten erhielt er, als er sich als Photograph bereits einen guten Namen geschaffen hatte.

Der Gouverneur des Staates Kalifornien war damals Leland Stanford. Er hatte ein Rennpferd namens Occident, das er ganz besonders liebte, und er schwor, sein Traber schweben manchmal für Sekundenbruchteile in der Luft. Ein Freund stellte dies als physische Unmöglichkeit in Abrede. Stanford ging also eine Wette ein und wandte sich an Muybridge mit

der Frage, ob er irgend etwas unternehmen könne, um die Wette zur Entscheidung zu bringen.

Muybridge erklärte sich bereit, die Aufgabe zu übernehmen, obwohl ihm fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen. Im Jahre 1872, als sich diese Vorgänge abspielten, arbeitete man nämlich noch mit nassen Nalodiumplatten, welche die Photographen selbst herstellen mußten und die sehr wenig lichtempfindlich waren. Auch die Aufnahmeapparate waren noch sehr primitiv.

Die Lösung glückte Muybridge mit Hilfe eines von ihm erfundenen Momentverschlusses, den er in eine Kamera einbaute. Er

stellte sich nun an der Rennbahn von Sacramento auf und machte jedesmal, wenn Occident an ihm vorübertrabte, eine Augenblicksaufnahme. Auf den Glasplatten sah man tatsächlich nachher die Silhouette des Pferdes und erkannte auf einigen von ihnen deutlich, daß das Tier mit keinem seiner vier Beine den Boden berührte. Der Freund Stanfords mußte zugeben, daß er die Wette verloren hatte.

Muybridge arbeitete mit seiner neuen Erfindung aber nicht nur, um die Wette zu entscheiden. Er hatte weitergehende Pläne. So forderte er als Bedingung, er möge

ihm bei seinen weiteren wissenschaftlichen Forschungen behilflich sein. Er wollte nicht nur mehr oder weniger zufällige Silhouetten erhalten, sondern eine Reihe von Momentaufnahmen, welche die einzelnen Phasen der Bewegungen des Tieres ganz chronologisch wiedergeben sollten.

Stanford stellte ihm bereitwillig sein Gestüt Palooka zur Verfügung, und hier baute Muybridge nun vierundzwanzig Kameras auf. Die Momentverschlüsse dieser Apparate wurden dadurch ausgelöst, daß das

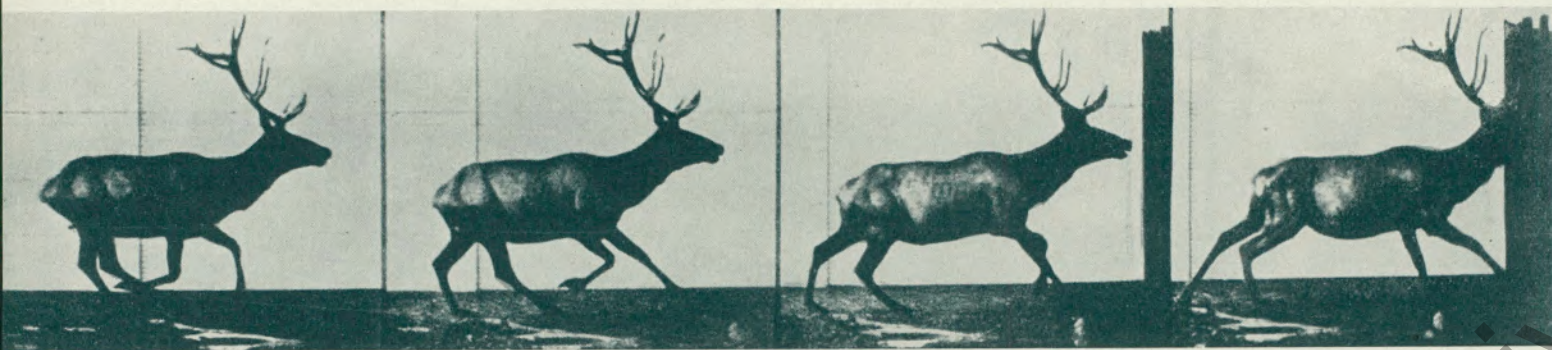


Aufnahme: Schade-Archiv.

Wie die Bildreihen von Muybridge entstanden.

Der geneigte Hang zur Linken fing die Sonnenstrahlen als Lichtspender auf. Rechts in dem Häuschen waren 24 einzelne Photoapparate eingebaut, die nacheinander ausgelöst wurden und die Bewegungen des Pferdes in den einzelnen Phasen aufnahmen. Einige andere Kameras gestatteten noch einzelne Aufnahmen von verschiedenen Blickpunkten aus. So entstand gleichsam eine Art Film.





Pferd bei seinem Lauf über die Rennbahn vierundzwanzig aufgespannte Fäden nacheinander berührte. Bald darauf verbesserte Munbridge diese Einrichtung noch und dehnte seine Studien auch auf andere Tiere und auf Menschen aus. Vor sechzig Jahren, im Jahre 1878, veröffentlichte er dann sein erstes Werk unter dem Titel „Animal Locomotion“



Aufnahme: Echade-Archiv.

So photographierte der französische Arzt Jules Marey mit seiner photographischen Pistole, die in der Sekunde 12 Aufnahmen mit je  $\frac{1}{700}$  Sekunde Belichtungszeit machen konnte. Dadurch gelang es ihm, die Flugbewegungen der Vögel in allen einzelnen Phasen photographisch festzuhalten. (Vgl. Bild rechts.)

Lehnung an ein Spielzeug — das Büchlein, in dem verschieden gezeichnete Einzelbewegungen beim schnellen Blättern die Gesamtbewegung wiedergeben — einen Projektionsapparat, den er „Zoopraxiskop“ nannte und mit dem er 1879 die erste Probevorführung lebender Photographien veranstaltete.

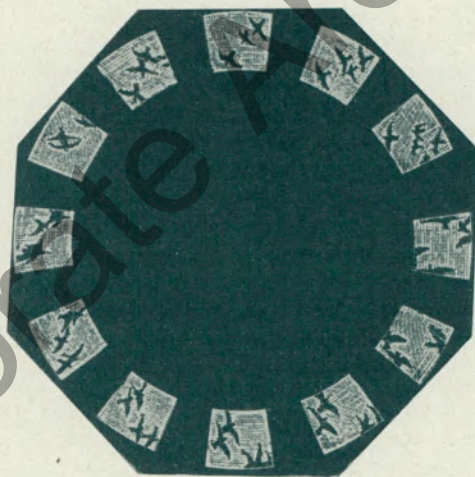
Munbridge selbst beschrieb seinen Apparat mit folgenden Worten: „Das Zoopraxiskop war das erste Instrument, das je erfunden oder gebaut wurde, um durch synthetische Rekonstruktion Bewegungen zu zeigen, die nach dem wirklichen Leben photographiert worden waren.“

Später unternahm er eine Reise nach Europa und fand in dem berühmten Pariser Gelehrten Jules Marey einen Geistesverwandten. Marey selbst hatte auch bereits Versuche mit Bewegungstudien gemacht. Jetzt erfand er auf Anregung Munbridges die photographische Pistole,

mit der nicht nur Bewegungen von Wesen, die sich auf der Erde bewegen, sondern auch Bewegungen der Vögel im Fluge aufgenommen werden konnten. Darüber hinaus erfand Marey auch einen Projektionsapparat, der sämtliche grundsätzlichen Bestandteile des modernen Apparates zur Wiedergabe von Filmen besaß. Bewußt sahen jedoch Munbridge sowohl als auch Marey davon ab, ihre Erfindungen patentieren zu lassen.

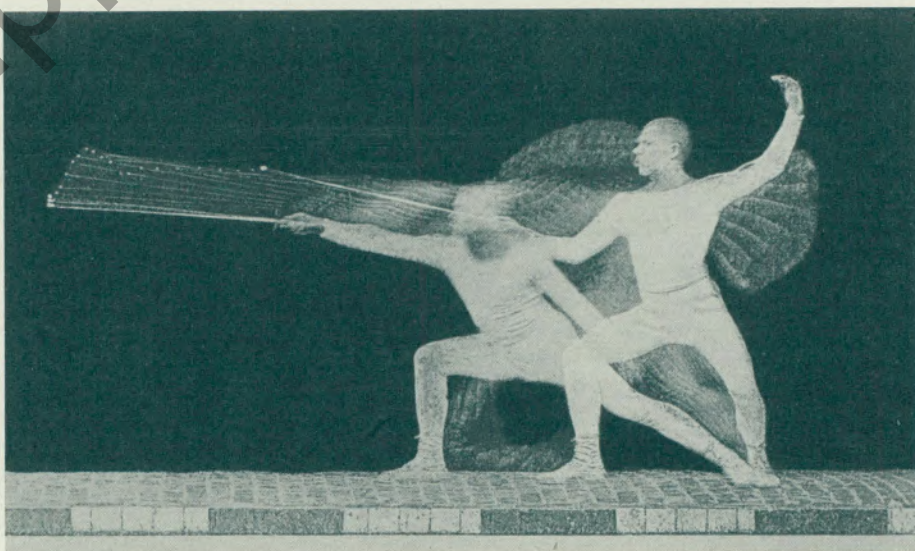
Nach seiner Rückkehr aus Europa arbeitete Munbridge im Auftrage der University of Pennsylvania in Philadelphia, die ihm Mittel zu weitgehenden Versuchen zur Verfügung stellte. Es gab Tage, an denen er — nimmer mit den inzwischen eingeführten hochempfindlichen Trockenplatten — 750 Negative machte. Er veröffentlichte ein Sammelwerk, das über 20 000 Einzelbilder enthielt und fast 120 Pfund Sterling je Exemplar kostete.

1895, also rund 10 Jahre später, veranstaltete Louis Lumière die erste öffentliche Filmvorführung.



Aufnahme: Echade-Archiv.

Fliegende Möven mit der photographischen Pistole von Jules Marey aufgenommen.



Aufnahme: Echade-Archiv.

Diese Aufnahme wurde von dem französischen Gelehrten Jules Marey gemacht, der mit Edward Munbridge befreundet war und mit ihm gleichzeitig an dem Problem der Kinematographie arbeitete. Das Bild zeigt die Bewegungen eines Fencers, auf einer Platte festgehalten.



# Fernost formt seine neue Gestalt.

Eine Bücherauslese, besprochen von Hermann Rohde.

Hans Brosius: Fernost formt seine neue Gestalt. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. 1937. RM. 6,50. — Ed. von Pustau und Dr. Okunoue-Kurota: Japan und Deutschland, die beiden Welträtsel. Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin. 1936. 5 RM. — Sir Frederic Whyte: Der Ferne Osten, von England aus gesehen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. 1936. 2 RM. — Maximilian Esterer: Chinas natürliche Ordnung und die Maschine. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin. 1929. 2 RM. — Chiang Kai-shek: Ausgewählte Reden. Kurt Bowninkel Verlag GmbH., Heidelberg und Berlin. 1936. 3,20 RM. — Nora Waln: Sommer in der Mongolei. Wolfgang Krüger Verlag & Co. GmbH., Berlin. 1936. 6,80 RM. — Walter Boshard: Kühles Grasland Mongolei. Deutscher Verlag, Berlin. 1938. 6,80 RM. — Hermann Stegemann: Weltwende. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. 1934. 7,50 RM.

Es ist kein Zufall, daß über das politische, wirtschaftliche und kulturelle Verhältnis Ostasiens und Europas in den letzten Jahren fast gleichzeitig eine ganze Reihe von Büchern herausgekommen ist — und immer noch herauskommt. Daß in Fernost etwas im Werden ist, von dem eine Bedrohung mindestens der bisher führenden Stellung Europas in der Welt befürchtet werden muß, liegt einigermaßen klar zutage. Diese Klarheit auch dem zwar Nichtpolitiker, aber doch an der in naher Zukunft liegenden Entwicklung der Welt Interessierten zu vermitteln, haben sich diese Bücher zur ebenso dankenswerten wie notwendigen Aufgabe gesetzt.

Von den mit deutschen Augen gesehenen spannt dabei den weitesten Horizont „Fernost formt seine neue Gestalt“ (Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin 1937), wie denn auch seinem Verfasser, Hans Brosius, eine durchaus umfassende, lückenlose und darum unheimlich aufschlußreiche Darstellung des gesamten fernöstlichen, höchst entwickelten und mit Explosionsstoff geradezu beängstigend geladenen Komplexes zu geben gelungen ist. In fünf ausgezeichneten Teilen, deren Titel „Sibirien“, „Japan“, „Mandschukuo“, „China“ und „Südsee“ schon den Umfang seiner Untersuchungen aufzeigen, gibt Brosius einmal das Augenerlebnis einer Halbjahrsreise durch jene Länder, zum anderen deren mit ungewöhnlichem Scharf- und Weitblick erfüllte macht- und wirtschaftspolitische Hintergründe. Durch diese Doppelseitigkeit des Buches, die Darstellung eines im besten Wortsinne journalistisch geschulten, spannenden Erzählers und die eines sachlichen Berichterstatters mit politischem Fingerpitzengefühl, ist es ebenso aufschlußreich wie unterhaltsam zu lesen, nicht zuletzt auch durch des Verfassers Begegnungen und Unterredungen mit dem Kaiser von Mandschukuo, mit dem „japanischen Lawrence“, General Doihara, mit Tschang Kai-shek, dem Panchen Lama von Tibet und vielen anderen fernöstlichen Größen der Politik. Einige vierzig Originalaufnahmen des Verfassers und eine Anzahl sehr willkommener Kartenskizzen zum Text vervollständigen das ausgezeichnete Buch.

Bewegt sich Brosius' Darstellung mit ihrer weltweiten Perspektive mehr in einem die Beziehungen von Fernost zum Abendland insgesamt angehenden Fragenkomplex, ohne doch die besonderen und vorzüglichen Einblicke auf Deutschland und deutsche Belange vermissen zu lassen, so deuten Ed. von Pustau und Dr. Okunoue-Kurota schon in dem Titel ihres Buches „Japan und Deutschland, die beiden Welträtsel“ (Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H., Berlin 1936) an, wie weit sie sich den Kreis ihres Versuches der Beantwortung fernöstlicher Fragen gesteckt haben. „Besonders Deutschland hat Ursache, Freundschaft mit Japan zu suchen, denn die Sinnesarten beider Völker sind in vielem verwandt.“ Ausgehend von dieser ihrer Ansicht und Erkenntnis und um deren Richtigkeit nachzuweisen, geben die beiden Verfasser einen geschichtlichen Überblick des Aufstieges der beiden Reiche wie ihrer gegenseitigen Beziehungen. Wobei sie denn in der Tat, besonders bei der Darstellung der neuesten Entwicklung, dem Deutschland Adolf Hitlers und dem von der Jugend Japans ebenso tatkräftig vorwärtsgetriebenen nationalen Willen des Mikadoreiches, eine nach vielen Seiten erkennbare Gleichartigkeit der Ziele und Bestrebungen, der Charaktere und Ansichten der beiden Länder und Völker aufzuzeigen vermögen. Das Buch gipfelt in der Beantwortung der „Rätselfrage“: „Was will Deutschland, und was will Japan?“, die dahin leitet, „daß beide Nationen aus innerem Antrieb... sich im Kampf gegen den Bolschewismus und gegen die Vorherrschaft des internationalen Kapitals und Marxismus zusammengefunden haben“, wie denn auch für die weitere Ausgestaltung dieser freund-

schaftlichen Beziehungen in einem Anhang bestimmte Vorschläge gemacht werden. Eine Reihe guter Kartenskizzen im Text bilden auch in diesem Buche die zum vollen Verständnis notwendige Ergänzung.

Wie sich das Problem bemerkenswert anders in den Augen eines englischen Politikers widerspiegelt, erweist „Der Ferne Osten, von England aus gesehen“ des Sir Frederic Whyte (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1936). Feinsten Kenner der Verhältnisse durch seine langjährige diplomatische Tätigkeit, vor allem als politischer Berater der chinesischen Nationalregierung, bezeichnet er als die heute wichtigsten Mächte im Fernen Osten — in der Reihenfolge ihrer Bedeutung — Japan, Rußland, Amerika, Großbritannien und China, „wobei wiederum China im Grunde der entscheidendste Faktor ist“. Er ist überzeugt, daß, „wenn wir einmal den Fernen Osten als den Kriegsschauplatz des zwanzigsten Jahrhunderts betrachten wollen, für Amerika die größere Wahrscheinlichkeit besteht, in diese Auseinandersetzung hineingezogen zu werden, als für Großbritannien“, und was er als Grundlagen dieser seiner Überzeugung klar- und bekanntmacht (zum Beispiel Amerikas unaufhaltsames Vordringen nach Westen trotz der „Unabhängigkeit“ der Philippinen), ist ebenso interessant wie für die meisten deutschen Leser sicher vollkommen neu. Nicht weniger interessant ist, was er über China als Herd revolutionärer Umwälzungen zu sagen hat: „Die Bewegung, welche Asien zum Erwachen brachte, ging vom demokratischen Westen und nicht vom pseudo-proletarisch-diktatorischen Rußland aus, und für die Wendung der Politik im Orient haben wir niemand anders als die englischen Verkünder der politischen Freiheit und die Urheber der französischen und amerikanischen Revolution verantwortlich zu machen. Rußland trat spät auf den Plan; aber weil es eine Dosis seines Giftes in das östliche Denken einzuführen verstand, sind wir nun versucht, es ausschließlich verantwortlich zu machen. Wer die Geschichte so deutet, räumt ihm einen Kredit ein, den es gar nicht verdient.“ Hochbedeutsam, nicht nur im Hinblick auf den augenblicklichen, erst nach Erscheinen der Whyteschen Schrift ausgebrochenen Japan-China-Krieg ist auch, was der Verfasser über die „unglückliche und neuartige“ Lage Chinas mit geradezu erstaunlichem Vorausblick mitzuteilen weiß, und wie sich daraus auch für den denkenden Leser die Forderung nach einer Auseinandersetzung über die Frage der Zukunft Chinas als schlechthin existenzbestimmend für das Bestehen Europas und unserer Kulturwelt ergibt.

Wie Whyte, kommt auch Maximilian Esterer in seinem Buch „Chinas natürliche Ordnung und die Maschine“ (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin 1929) trotz einer gänzlich anderen, aus dem Ingenieurberuf des Verfassers erwachsenen Problemstellung in bezug auf die Gründe, die die politische und wirtschaftliche Entwicklung und die heutige Lage Chinas herbeigeführt haben, zu im innersten Kern beinahe gleichen, wenn auch nicht wie bei dem Engländer ausschließlich politisch gesehenen Ergebnissen. Wobei es für den klaren Blick dieses Chinakenners spricht, daß sein Buch schon vor zehn Jahren erschienen ist.

Nicht die Kultur ist — nach Esterer — durch den Zusammenstoß mit dem Westen in China in Not geraten, „sondern es liegt eine zivilisatorische Zeitwende vor“. Und „der Westen hat in China in der Vergangenheit nur Wind gesät und muß gewärtig sein, in der Zukunft Sturm zu ernten“. In diesem Sinne einer zukünftigen Auseinandersetzung (China)—Fernost—Europa äußert sich der Verfasser u. a. auch über Sun-Dat-Sens „warm gehegte Idee“, eine allasiatische Allianz mit China und Japan als Mittelmächten zustande zu bringen. „Der Glaube, daß



Japan diese Idee fördern könne, erweist Sun als Idealisten und Fremdling auf dem Boden realer Politik.“ (Eine Charakterisierung, die übrigens von der scharfsichtigen Nora Waln [siehe weiter unten] auf Grund ihrer persönlichen Bekanntschaft mit dem chinesischen Freiheitsmann womöglich noch verschärfter ausgesprochen wird.) „Sun war blind gegenüber Japans deutlich sichtbaren Zielen und Bündnisbedürfnissen, und es dauerte lange, ehe er die natürlichen Gegensätze erfaßte, welche China und Japan auf allen politischen, wirtschaftlichen und auch kulturellen Gebieten trennten.“

Diese natürlichen Gegensätze zu erkennen, ist außerordentlich wesentlich für unser Wissen von dem Spiel der Kräfte in Fernost. Sie auf Chinas Seite eingehend klarzustellen, hat darum Echter sich zur vordringlichsten und — soweit eine nicht viel mehr als platonische Bekanntschaft mit dem wohl schwierigsten aller Völkerprobleme zu urteilen erlaubt — vollendet gelösten Aufgabe gemacht. Jedenfalls kennen wir kein anderes Werk, das auf so bescheidenem Raum einen so reichen und umfassenden Aufschluß über den Begriff China gäbe und deshalb gerade in dieser Zeit, da das Schicksal dieses Landes und Volkes wieder einmal vor einer diesmal vielleicht auch uns bedrohenden Wende steht, mit mehr Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdiente.

Können die „Ausgewählten Reden“ des Marschalls Chiang Kai-shek (Kurt Bowinkel Verlag, G. m. b. H., Heidelberg und Berlin) bei all ihrer Gegenwartnähe hier gewissermaßen nur zur Vervollständigung, weniger als Ausfluß eines im Sinne des Problems „China“ oder gar „Fernost und die Welt“ die weltpolitischen Zusammenhänge überschauenden Geistes (man lese beispielsweise seine Rede „China und das Ausland“) angeführt werden, so verdient eine eingehende Würdigung um so unbedingter ein Buch, von dem man nach seinem Titel kaum mehr als einen nur äußerlichen Zusammenhang mit den weltbewegenden Geschehnissen Ostasiens erwartet: Nora Walns „Sommer in der Mongolei“ (Wolfgang-Krüger-Verlag, Berlin 1936). Man möchte diese infolge besonders glücklicher Umstände mit chinesischem Wesen in geradezu einmaliger Weise vertraute Frau den chinesischen Lafcadio Hearn nennen, unterschiede die Universalität ihrer Beobachtungen sie nicht sehr wesentlich von der unkritischen Begrenztheit des schwärmerischen Schilderers japanischer Lebensäußerungen. Diese für eine Frau einfach verblüffende, von einem selten hoch entwickelten Kulturempfinden getragene universale Bildungshöhe findet und erschließt von jedem, auch dem scheinbar alltäglichsten Zustand die Beziehung und den Zusammenhang mit den völkischen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der von ihr dargestellten Welt, sie hebt, wie das erste, zu einem Welterfolg gewordene Buch Nora Walns, „Süße Frucht, bittere Frucht China“, auch dieses zweite weit über eine fesselnd geschriebene Zustandschilderung hinaus auf die Höhe jener Werke, die mit der überlegenen Beobachtung und geistigen Durchdringung von Augenblicksverhältnissen ein für immer gültiges Weltbild gestalten.

Auf dem Grundmotiv, der Lebensgeschichte einer chinesischen Prinzessin, baut die Verfasserin einmal eine Geschichte der Mandschudynastie auf, die durch die intime Kenntnis namentlich der letzten Jahrzehnte ungemein aufschlußreich ist und einige gänzlich neue Gesichtspunkte über die Politik der Mandschu und die nicht zuletzt daraus resultierende politische Entwicklung Chinas bringt, auf dem gleichen Motiv aber beruht andererseits die Möglichkeit, Land und Leute der nunmehrigen Heimat ihrer fürstlichen Gastgeberin, der Mongolei, erschöpfend aufzuzeigen. In höchst lebendigen, erfrischend individuell gestalteten, nicht selten eine der Weltmeinung sehr entgegengesetzte Anschauung offenbarenden Kapiteln lernt man die in Fernost unter Umständen die Rolle des Hingeleins an der Waage zu spielen berufene Mongolei und die Mongolen in einer Art kennen, die trotz der schon vorhandenen, doch nicht geringen Literatur fast der Entdeckung eines bisher unbekanntes Landes und Volkes gleichkommt. Nora Waln gibt Aufklärungen, die eben nur durch den glücklichen Zufall der Freundschaft mit der Mandschuprinzessin zu gewinnen möglich waren; sie beweisen aber zugleich, daß bei dem gegenüber allem Fremden mißtrauisch sich verschließenden Wesen der Mongolen selbst einem Eben Hedin und anderen gewichtigen Kennern ein derartig intimes Eindringen unmöglich bleiben mußte.

Darüber hinaus gewinnt dieser „Sommer in der Mongolei“ noch die besondere Bedeutung, die ihm trotz (oder gerade wegen) seiner anders-

gearteten Anlage seinen Platz in dieser Bücherreihe gegeben hat: einer politischen Aktualität nämlich, die in dem letzten Kapitel „Jüngste Geschichte“ in ihrer ganzen Eindringlichkeit offenbar wird. Denn in der neuen Gestalt, die Fernost formt und die für das Schicksal unserer „Alten Welt“ zukünftig von noch gar nicht übersehbarer Bedeutung sein wird, hat auch die Mongolei ihren gewichtigen, vielleicht sogar den gewichtigsten Anteil. Aus jahrhundertelanger Abgeschlossenheit tritt sie wieder in den Kreis der an der Neuordnung der Welt tätigen Kräfte. (Man vergesse nicht: Schon einmal erdröhte europäischer Boden vom Hufschlag der Rosse dieses Reitervolkes!) Schon steht die östliche Innere Mongolei ganz unter japanischem Einfluß, und Japan ist entschlossen, die gesamte Innere Mongolei unter seine politische Einflußsphäre zu bringen. Der Amerikaner Owen Lattimore („The Mongols of Manchuria“, John Day, New York) nennt die Mongolei geradezu den Schlüssel zum Verständnis des gesamten fernöstlichen Problems. Und die Meinung, daß sich das Schicksal des Fernen Ostens und damit der gesamten Welt einmal auf der Hochebene nördlich der Großen Mauer entscheiden wird, erscheint tatsächlich keineswegs absurd.

Daß und wie es über diese Möglichkeiten und Zusammenhänge ausfragt, macht das Buch der Nora Waln zur notwendigen Lektüre für jeden, den die bedrohliche Entwicklung der weltpolitischen Gegensätze und Kräfte nicht gleichgültig läßt, zu einer Lektüre dabei, die durch ihre bezaubernd unbeschwerter Darstellung leicht und zum schönsten Genuß gemacht wird.

Gleichsam die Ergänzung zu diesem Buche bietet Walter Boffhard mit seinem soeben veröffentlichten Reisebericht „Kühles Grasland Mongolei“. Nicht so sehr in die Tiefe reichend, wie die Wahl, als Journalist und Pressephotograph mehr vom Abenteuer und von der Sensation bestimmt, versteht er es doch, aus Augenblickserlebnissen ein aufhellendes Gesamtbild des von Geheimnissen unwitterten Lebens und Wesens der Mongolen zu gestalten. So kann er manches Unwesentliche mitteilen, das die auf ganz andere Absichten ausgehende Amerikanerin übersehen hat oder was ihr als Frau unzugänglich oder verborgen geblieben ist. Seinen besonderen Platz in dieser Reihe verdient dieses Buch aber vor allem durch seine Zeitnähe: hineinreichend bis in die Vorbereitungen und Anfänge des augenblicklichen Japan-China-Krieges, der als eine am mongolischen Himmel furchtbar heraufziehende Katastrophe den Grundton aller Kapitel bestimmt, gibt es die interessantesten, in keinem anderen der hier aufgeführten Werke derart aus allernächster Nähe beobachteten Aufschlüsse über Japans Willen und Wirken in der Mongolei. Insofern ist „Kühles Grasland Mongolei“ eine offenbar über die Absicht des Verfassers Boffhard selbst weit hinausführende, für die Kenntnis der Geschichte dieser weltbewegenden Vorgänge in Asien sehr wesentliche Bereicherung zum Thema „Fernost formt seine neue Gestalt“. 71 Aufnahmen und 2 Karten ergänzen den Text des auch äußerlich angemessen ausgestatteten Buches.

Diese Bücherauselese mit noch einmal einem die Beziehungen Deutschlands zum Fernostproblem behandelnden Werk und damit die Betrachtung zu einem Kreis zu schließen, sei zuletzt des Deutschschweizers Hermann Stegemann „Weltwende“, „Der Kampf um die Zukunft und Deutschlands Gestaltwandel“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1934) genannt. Auch er kommt wie notwendig zu einem Schlußkapitel „Europa und der Osten“, nachdem er durch die vorhergegangenen Untersuchungen zu der Feststellung gelangt ist, daß das Schwergewicht der politischen Weltlage sich nach Osten verschoben hat. Zwar glaubt Stegemann nicht, daß schon die nächste Zukunft von dem „größten aller Probleme“, „der drohenden Auseinandersetzung zwischen den alten Herren der Welt und den dumpf sich bewegenden Massen der solange zurückgesetzten Erdteile“, beherrscht wird. Doch ist auch er über diese „Weltwende“ nicht im Zweifel, denn „wir stehen nicht nur vor einer Neuordnung Europas, sondern auch vor einer Krisis der in der Zivilisation zusammengeschlossenen Ökumene und vor einer Neuverteilung des Erdballs“.

Fernost formt seine neue Gestalt. Wir aus dem Abendland tun gut daran, uns mit den daraus sich zu entwickeln möglichen, ja mit Sicherheit zu erwartenden Weiterungen für Europa und zuletzt für unser Deutschland vertraut zu machen.



# Wilhelm von Dechelhäuser.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 31. Mai.



Dr. Ing. Dr. phil. h. c. W. von Dechelhäuser.

Wenn man die Geschichte der Großgasmaschinen verfolgt, so steht unter den ersten Erbauern dieser Maschine Wilhelm von Dechelhäuser, dem es gelang, die erste große Hochofengasmaschine von 600 PS in Betrieb zu setzen. Wenn uns auch erst kaum vier Jahrzehnte von jener Zeit trennen, in der die Großgasmaschine geboren wurde, so sind die damaligen Vorgänge schon fast vergessen oder nur noch wenigen geläufig. Die Wiederkehr des Todestages von Wilhelm von Dechelhäuser sei daher die Veranlassung, im Rahmen einer Gesamtwürdigung seines Lebens und Wirkens auch kurz auf die Frühzeit der Großgasmaschine einzugehen.

Am 2. Januar 1850 als Sohn eines Großindustriellen zu Frankfurt am Main geboren, besuchte Wilhelm von Dechelhäuser die Berliner Gewerbeschule und war dann praktisch bei der Maschinenbau-Aktiengesellschaft Köln-Bayenthal sowie im Gaswerksbüro seines Onkels, P. S. Dechelhäuser, in Berlin tätig. Im Jahre 1881 berief ihn sein Vater, der die Leitung der im Jahre 1855 gegründeten Deutschen Continental-Gas-Gesellschaft in Dessau übernommen hatte, als Oberingenieur. Neun Jahre später wurde er als Nachfolger seines Vaters oberster Leiter dieser ältesten deutschen Gasgesellschaft und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1912. Unter seiner Leitung wurde die Zentralwerkstatt Dessau begründet und hier die Fabrikation von Gasgeräten (Kocher, Heizgeräte, Badeöfen) aufgenommen. Danach ging die Verbesserung der Gaserzeugungsofen mit erhöhter Koksarbeit sowie die Einführung der Wassergaserzeugung nach dem Verfahren von Dellwig-Flischer und endlich die Gründung einer vorbildlichen Gasarbeiter-Schule. Aber neben seiner eigentlichen Berufsarbeit fand Wilhelm von Dechelhäuser noch Zeit, sich den allgemeinen Aufgaben des Ingenieurberufes sowie Fragen der gesamten Technik zuzuwenden. Ganz abgesehen von den Arbeiten, die ihm seine Stellung in den Vorständen des Ver-

eins deutscher Ingenieure und des Vereins von Gas- und Wasserfachmännern einbrachte — es sei hier nur an die erfolgreiche Leitung der Hauptversammlungen dieser Vereine durch Wilhelm von Dechelhäuser erinnert —, trug er selbst zur Belebung der Tagesordnungen durch feinsinnige und tiefgründige Vorträge bei. So hielt er beispielsweise anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens des Vereins deutscher Ingenieure im Jahre 1906 einen Vortrag über „Technische Arbeit einst und jetzt“, in dem er nicht nur die technischen Leistungen des Altertums mit denen der Neuzeit verglich, sondern auch mit überzeugender Beweisführung den weit verbreiteten Irrtümern über Werden und Wirken des technischen Fortschrittes entgegentrat.

Als Dechelhäuser im Jahre 1912 von der Leitung der Deutschen Continental-Gas-Gesellschaft zurücktrat, gönnte er sich durchaus keine Ruhe, denn er blieb mit seiner früheren Gesellschaft in engster Fühlungnahme verbunden. Zudem stellte er sich im Weltkrieg als alter Kämpfer, der als Zwanzigjähriger den Todestritt von Mars-la-Tour mitgemacht hatte, dem Vaterland erneut zur Verfügung und wirkte als wissenschaftlich-technischer Berater beim Generalgouvernement in Warschau.

Als ein Vermächtnis für die jüngere Generation der deutschen Ingenieure ist wohl eine Auswahl aus Dechelhäusers Ansprachen, Reden und Aufsätzen zu betrachten, die er im Jahre 1920 unter dem Titel „Aus deutscher Technik und Kultur“ in Buchform erscheinen ließ. Aus dem Schlusswort zu diesem Buche klingt zunächst das bittere Erleben des unglücklichen Kriegsausganges; dann geht Dechelhäuser den Ursachen nach, die das Volksganze in verschiedene Lager spalteten, und warnte davor, nicht im Materialismus zu versinken, sondern dem Idealismus wieder mehr Raum zu geben. Bei der Erziehung der Jugend solle man nicht nur auf das Können und Wissen hinarbeiten, sondern auch den Charakter bilden und neben dem Streben nach wirtschaftlichem Erfolg auch der Pflege des Gemütes ihr Recht lassen.

Wenn Wilhelm von Dechelhäuser als Pionier der Großgasmaschine bezeichnet wurde, so ist darunter seine Tätigkeit zu verstehen, die bereits um die Mitte der 1880er Jahre einsetzte, um die ältere Gasindustrie mit der damals neu entstehenden Elektrotechnik in Wettbewerb treten zu lassen, und zwar dadurch, daß zur Kräfteerzeugung nicht Dampf, sondern Gas verwendet werden sollte. So entstanden eine Reihe von Versuchsmaschinen, zum Teil in Gemeinschaft mit Hugo Junkers, und schließlich kam auch eine Vereinbarung mit dem Hoerder Bergwerks- und Hüttenverein zustande, der bereits im Oktober 1895 als erste Firma in Deutschland versucht hatte, in einer zwölfpferdigen Gasmaschine von Otto und Langen Hochofengas direkt in Kraft umzuwandeln.

Als die Hörder Versuche mit dieser Maschine Erfolg versprachen und man zum Bau einer großen Maschine übergehen wollte, hatte man Bedenken, mit der Zylinderleistung über 100 PS hinauszugehen. Wie viele Zylinder wären dann aber notwendig gewesen, um die gewaltigen Energiemengen, die ein Hüttenwerk benötigte, zu beschaffen? Um so mehr ist daher das Wagnis Dechelhäusers anzuerkennen, nach vorbereitenden Versuchen sofort Zwillingmaschinen von 600 PS für Hochofengas zu bauen. Die Dechelhäuser-Maschine arbeitete nach dem Zweitaktverfahren und hatte Gegenkolben. Sie wurde in den Jahren 1896/98 von der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-AG., Dessau, erbaut und kam im April 1898 in Betrieb. Damit war Deutschland wieder einmal wegweisend vorgegangen in der wirtschaftlichen Gestaltung der hüttenmännischen Verfahren; denn die Hochofengase, die bisher nur zu einem Teil durch Verbrennung unter Dampfkesseln ausgenutzt werden konnten, waren durch ihre Verwendung als Kraftgas zu einem wertvollen Nebenerzeugnis des Hochofenbetriebes geworden.

Wilhelm von Dechelhäuser hatte das große Glück, den Sieg der Großgasmaschine zu erleben, denn als er am 31. Mai 1923 nach kurzem Krankenlager im 74. Lebensjahre starb, liefen in allen Eisenländern Tausende von Hochofengasmaschinen.

Schriftum: Wilhelm von Dechelhäuser: Aus deutscher Technik und Kultur, München 1920; Nachruf in WZV, 67 (1923) S. 701/02 und Gas- und Wasserfach 66 (1923) S. 345/46; Stahl und Eisen 51 (1931) S. 832 und 55 (1935) S. 1312/14.



# Vom Hammermeister in Ratsch zum Bergakademiedirektor in Leoben.

Zur Wiederkehr des Todestages Peter von Tunners am 8. Juni 1938.

„Nach meiner Überzeugung schlage ich den Peter Tunner, dormalen Fürst-Schwarzenberg'scher Verweser des Hammerwerkes Ratsch, zu diesem Endzwecke vor. Landeskind, vom besten moralischen Charakter, einer der vorzüglichsten Zöglinge des polytechnischen Institutes, folglich ausgerüstet mit den erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnissen, vollkommen erfahren in der heimischen Eisenmanipulation, da er längere Zeit als Meister auf dem Hammer arbeitete, von guter Körperbeschaffenheit, genügsam, verbindet er alle erforderlichen Eigenschaften, um den Zweck zu erfüllen, welchen wir beabsichtigen müssen. Diesen trage ich an, reisen zu lassen nach Schlessien, Schweden und da, wo es noch weiter erforderlich sein dürfte . . .“

So lautete das Urteil des Erzherzogs Johann an den Ausschuss der Stände von Steiermark über den in Aussicht genommenen Lehrer der Eisenhüttenkunde an der neu zu errichtenden „Montanlehranstalt“ in Vordernberg, dessen Lebensgang und -werk die nachfolgenden Zeilen umreißen sollen.

Am 10. Mai 1809 in Deutsch-Feistritz bei Peggau in Steiermark als Sohn eines Hüttenbesizers geboren, besuchte Peter Tunner zunächst die Unterrealschule in Graz und arbeitete dann bei seinem Vater, der mittlerweile als Verweser des Fürst-Schwarzenberg'schen Berg- und Hüttenwerkes nach Turrach übergesiedelt war, in allen Zweigen des Eisenhüttenwesens praktisch. 1828 bis 1830 besuchte er das Polytechnische Institut in Wien und war in den nächsten Jahren als Betriebsleiter in Mauterndorf und Ratsch mit bestem Erfolge tätig. Mitte 1833 wurde er zum Professor für Berg- und Hüttenwesen am Johanneum in Graz berufen, und er benutzte die nächsten Jahre zu einer großen Studienreise durch alle bedeutsamen Berg- und Hüttenländer Europas. Die Mittel hierzu hatte der Erzherzog in großzügiger Weise zur Verfügung gestellt.

Der Weg führte den jungen Eisenhüttenmann durch Mähren, Böhmen, Schlessien, Sachsen, den Harz, Rheinland und Westfalen, weiter nach Belgien, Frankreich, England und Schweden. Später sehen wir ihn vorübergehend an der Bergakademie zu Schemnitz, wo er sich über Einrichtungen und Sammlungen unterrichtete, dann aber wieder auf Reisen durch Ungarn, Oberitalien und Bayern. Voll von frischen Eindrücken über den neuesten Stand des Bergwesens und der Eisentechnik, ging Tunner daran, seine Vorträge zusammenzustellen, und begann Ende 1840, nachdem die Bauten und sonstigen Vorbereitungen in Vordernberg vollendet waren, mit zwölf Hörern seine Laufbahn als akademischer Lehrer.

Tunner gestaltete den Unterricht nicht nur wissenschaftlich, sondern richtete seine besondere Aufmerksamkeit auf die praktische Ausbildung der Schüler, die einmal in der Arbeit auf Gruben oder in der eigenen Lehrfrischhütte, fast immer unter Aufsicht des Lehrers, und zum andern in regelmäßigen Studienreisen am Ende des Schuljahres bestand. Bald genoss die Anstalt, an der Tunner in den Jahren 1840 bis 1848 als einzige Lehrkraft wirkte, im In- und Auslande einen hervorragenden Ruf und wurde infolgedessen 1848 vom Staate übernommen und Tunner zum Direktor befördert unter Beibehaltung seines Amtes als eisenhüttenmännischer Lehrer. Gleichzeitig wurde die Anstalt nach Leoben verlegt und

neben Tunner noch mit zwei Professoren und zwei Assistenten besetzt. 1861 erfolgte die Umwandlung in eine Bergakademie, die Tunner bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand im Juli 1874 leitete, nachdem er im Frühjahr 1866 die Vorlesungen über Eisenhüttenkunde in andere Hände gelegt hatte.

Neben der Lehrtätigkeit darf Tunners literarische Tätigkeit nicht vergessen werden. Kaum von seiner ersten großen Reise zurückgekehrt, veröffentlichte er eine Druckschrift „Über die Anwendung erbizter Gebläseluft im Eisenhüttenwesen“, der bald weitere über Puddelbetrieb, Radreifenherstellung und in den 1850er Jahren sein berühmtes Werk über „Die Stabeisen- und Stahlbereitung in Frischherden“ folgten. 1867 erschien „Über die Walzenkalibrierung für die Eisenfabrikation“, wohl die erste systematische Arbeit über dieses Gebiet. Weiter war Tunner der Begründer des „Jahrbuches der österreichischen Bergakademien“.

Endlich muß der Pioniertätigkeit Tunners für das österreichische Eisenhüttenwesen gedacht werden. Er war unermüdlich tätig für die Einführung von Neuerungen und Verbesserungen und wirkte bei deren Durchführung häufig persönlich mit. So z. B. erblickte er selbst die erste österreichische Bessemercharge am 19. November 1863 zu Turrach, nachdem er sich, trotz der Schwierigkeiten, die Bessemer überwinden mußte und die anfänglich der Verbreitung des Verfahrens hindernd im Wege standen, von vornherein für diese Erfindung eingesetzt hatte. Gerade für diese Pioniertätigkeit war aber auch Tunner wie kaum ein anderer geschaffen, denn durch viele Reisen und den Besuch der großen Ausstellungen, z. B. in London (1851), Paris (1855, 1867 und 1878), Philadelphia (1876), sowie durch den ständigen persönlichen Verkehr mit Fachgenossen aller Länder erhielt er viele Anregungen und eine große Weite des Gesichtsfeldes.

Es ist schwer — vielleicht aber auch zwecklos — abwägen zu wollen, nach welcher Richtung hin Tunner am erfolgreichsten gewirkt hat. Tatsache ist, daß das österreichische Eisenhüttenwesen zu Zeiten Tunners eine große

Aktivität entfaltet, die vielleicht auf den Berater und Schriftsteller zurückzuführen ist. Tatsache ist aber auch, daß die bescheidene Schule in Vordernberg niemals den Weltruf erlangt hätte, wenn ihr nicht ein Tunner den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt hätte. Und in der Persönlichkeit liegt wohl das Geheimnis seines Erfolges. In Wissen und Können groß, dabei bescheiden, ernst und in sich gekehrt, einfach und natürlich im Umgang, das waren die Eigenschaften, die seine Freunde und Schüler an ihm schätzten. Gerade für seine Schüler hatte er ein warmes Herz. Bezeichnend hierfür ist ein Ausspruch, den er anlässlich seines Übertritts in den Ruhestand tat: „Wenn einst meine letzte Stunde an mich herantreten wird, da weiß ich nicht, ob ich alsdann mehr an meine Familie oder an meine Akademie oder an meine Schüler denken werde.“ Trotz der vielen Ehrungen — er wurde unter anderem in den erblichen Ritterstand erhoben, und viele in- und ausländische Fachvereine, darunter auch der Verein Deutscher Eisenhüttenleute, ernannten ihn zum Ehrenmitgliede — blieb er zeitlebens der „liebe alte Peter“, und als solcher ist er am 8. Juni 1897, 88 Jahre alt, sanft entschlafen. J. H. Dickmann.

Schrifttum: Nachruf in Stahl u. Eisen 17 (1897) S. 521/23; Beitr. z. Gesch. d. Techn. u. Ind. 6 (1915) S. 95/108; Katalog der österr. Abt. auf der Weltausstellung Paris 1900. Heft 7.

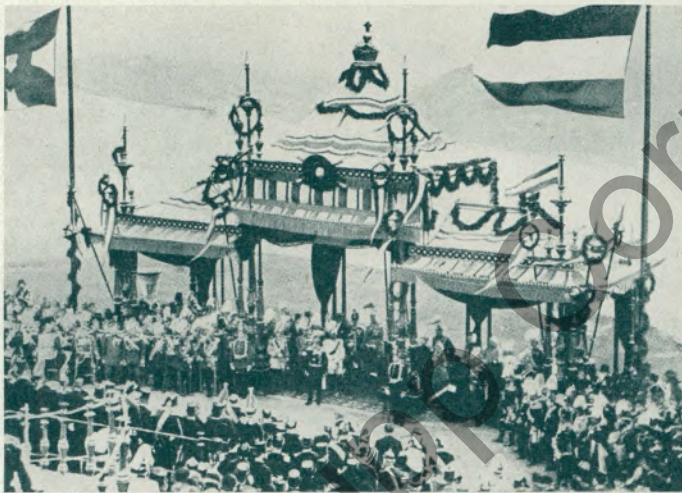




# Technische Gedenktage.

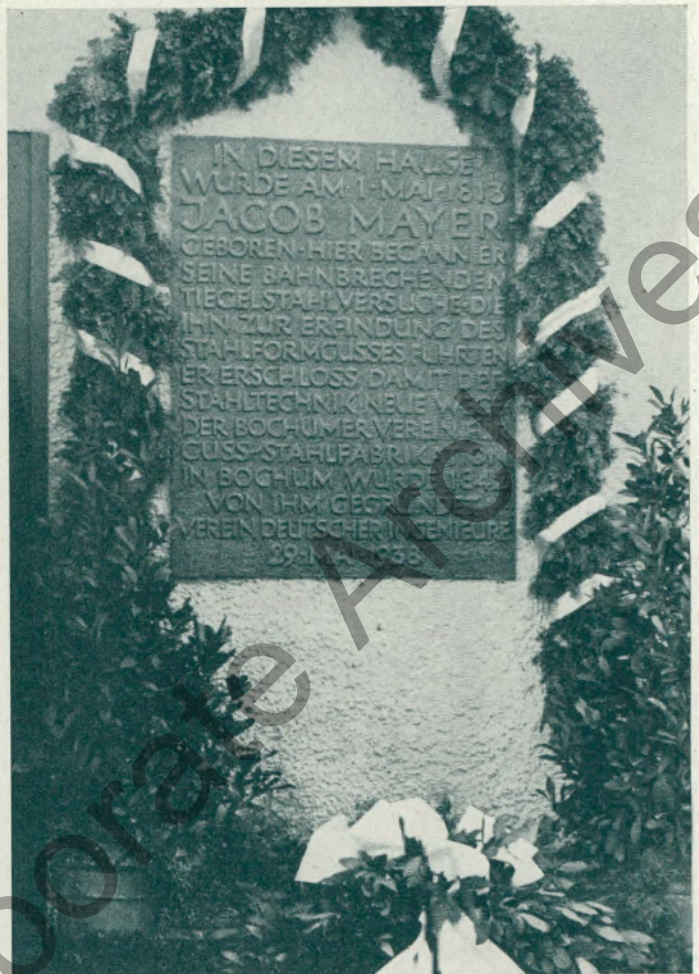
1. 5. 1813 wurde Jacob Mayer in Dunningen geboren. Er kam zu seinem Oheim nach Köln in die Lehre, um Uhemacher zu werden. Dieser Onkel beschäftigte sich nach Feierabend mit der Gußstahlbereitung, so daß Mayer den Entschluß faßte, nach England zu reisen, um dort die Gußstahlerzeugung an Ort und Stelle kennenzulernen. Nach seiner Rückkehr versuchte er zunächst im elterlichen Haus und später in einer Versuchsanlage in Köln, die erworbenen Kenntnisse in die Praxis umzusetzen. Als seine Bemühungen in Köln von Erfolg gekrönt waren, wollte er darangehen, eine größere Fabrik zu bauen, und suchte zu diesem Zweck einen Gesellschafter. Schließlich war aber der Brennstoff für die Stahlbereitung, die Steinkohle, maßgebend für Mayers Ueberfiedlung nach Bochum, wo er sich mit dem Magdeburger Kaufmann Eduard Kühne verband und dort ein Tiegelstahlwerk baute und in Betrieb setzte. Aus diesem Tiegelstahlwerk ging im Jahre 1853 der Bochumer Verein hervor. Mayers Bestrebungen gingen jedoch dahin, den Stahl nicht nur durch Schmieden in eine fertige Form zu bringen, sondern ihn in Formen zu gießen. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die in der Hauptsache in der Auswahl des Formstoffes lagen, überwand Mayer schließlich, und er konnte Ende der 1840er Jahre seine Versuche wohl als abgeschlossen betrachten. Die ersten Erzeugnisse aus Gußstahl waren Glocken, die er auf der Düsseldorfer Ausstellung 1852 und vor allem auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 zeigte. Zum 125. Geburtstag Jacob Mayers hat W. Bertram\*) eine kleine Schrift erscheinen lassen, die die Persönlichkeit Mayers und seine Tätigkeit als Hüttenmann und Erfinder in anschaulicher Weise zur Darstellung bringt. Anlässlich der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Stuttgart wurde am 29. Mai 1938 am Geburtshause des Erfinders in Dunningen eine Tafel aus nichtrostendem Stahlguß angebracht, die das Andenken an Mayers schöpferische Tätigkeit auch in seiner Heimat wachhalten soll.

\* W. Bertram: Jacob Mayer, der Erfinder des Stahlformgusses. VDI-Verlag, Berlin 1938.



Die Einweihung des Niederwalddenkmals in einer Photographie von D. Anschütz (oben) und einer nach diesem Lichtbild angefertigten, in der Leipziger Illustrierten Zeitung erschienenen Zeichnung.

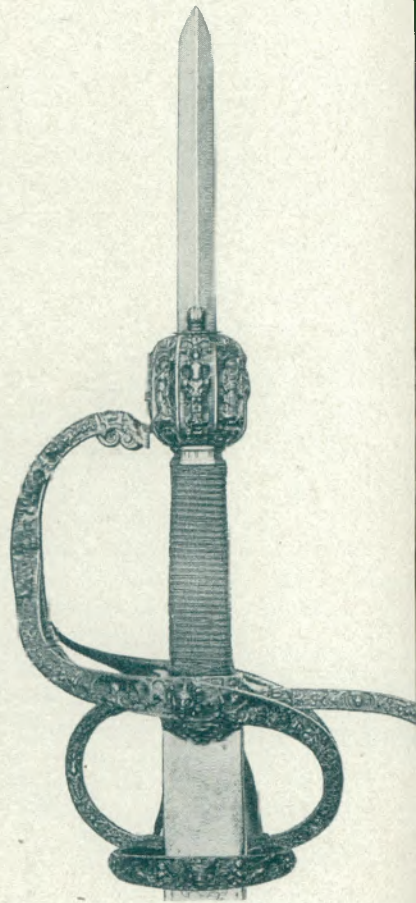
16. 5. 1846 wurde Ottomar Anschütz in Lissa (Posen) geboren. Sein Name ist mit der Entwicklung der Momentphotographie aufs engste verbunden. Er fertigte als erster Reihenaufnahmen von bewegten Gegenständen und Personen an, die er mittels eines „Schnellsehers“ in Bewegung vorführte. Anschütz gehörte auch zu den ersten photographischen Reportern.



Gedenktafel für Jacob Mayer an seinem Geburtshaus in Dunningen.

Lichtbild: B. & S. (Stuttg.).

12. 5. 1583 wurde der Messerschmied Dttmar Wetter in München als Meister aufgenommen und erhielt noch im gleichen Jahre Arbeit am Hofe Herzog Wilhelms V. 1589 mußte er wegen seiner protestantischen Religion aus dem Lande ziehen; er wandte sich nach Sachsen, wo er bei Kurfürst Christian I. Aufnahme fand. 1598 ist er gestorben. Wetter gehört zu den bekanntesten Eisen- oder Stahlschneidern des 16. Jahrhunderts. Er hat eine Reihe prachtvoller Werke, wie Degen, Messer, Pistolen usw., hinterlassen, bei denen der Werkstoff voll zur Geltung kommt. Die klar geschnittenen Ornamente und Figuren sind meist blau angelassen und werden durch die in den Tiefen eingeschlagene Vergoldung scharfer hervorgehoben. Dadurch entsteht eine äußerst reiche und prächtige Wirkung. Die nebenstehende Abbildung zeigt einen Degen, aus dessen Knauf eine Dolchklinge springt (Kombinationswaffe). Der Knauf ist durch vertikale Rippen in acht Felder geteilt, in welchen allegorische Figuren stehen. Die Enden der Parierstange und der Griffbügel werden aus geflügelten weiblichen Hermen mit Widerhörnern und Schlangenschwanz gebildet. Im ganzen ist der Degen ein Meisterwerk des Geschmacks und der Technik.



Degenknauf in Stahlschnitt. Aus H. Etöcklein: Meister des Eisenschmittes. Göttingen 1922.



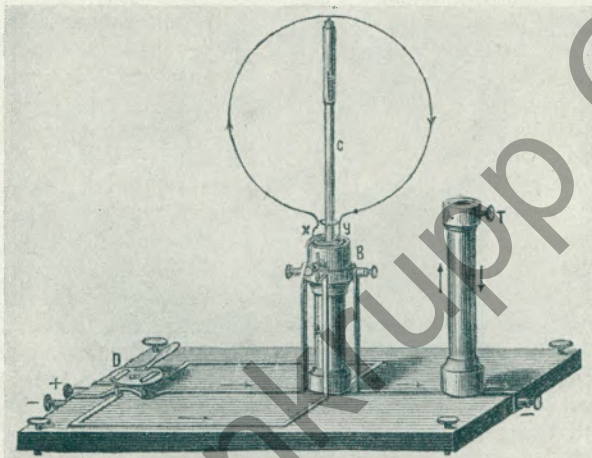
Mauel bei Gemünd  
i. d. Eifel.  
Der Ort der ersten deutschen Gas-  
rohrfabrik (ganz rechts das Besitztum  
von Albert Poensgen).

Aus F. Kellefer: Geschichte der Familie  
Poensgen. Düsseldorf 1908.



6. 6. 1818 wurde zu Kirschheffen in der Eifel Albert Poensgen geboren. Dem Düren-Kaldenkirchener Zweig einer alten Eisenhüttenfamilie entstammend, trat Poensgen als Lehrling in das Geschäft eines Verwandten in Schleidan, ein Hüttenwerk mit Drahtzieherei, ein. Um 1850 ging er nach England und lernte dort die Herstellung der Gasrohre kennen. In seine Heimat zurückgekehrt, gründete Poensgen in Gemünd die erste Gasrohrenfabrik Deutschlands. Für lange Zeit blieb dieses Unternehmen das einzige seiner Art. Aber bald erkannte Poensgen, daß die ungünstige Lage dem Aufstieg seines Werkes hinderlich sei, und als seine Bemühungen, die Eifel durch eine Eisenbahn verkehrstechnisch zu erschließen, vergeblich waren, entschloß er sich im Jahre 1860, seine Fabrik nach Düsseldorf zu verlegen. Gleichzeitig siedelte die Firma Reinhard Poensgen, die Lieferantin der Röhrenstreifen, mit ihrem Puddel- und Walzwerk nach Düsseldorf über. Im Jahre 1872 wurden beide Werke zur A.-G. Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke vereinigt. Sie gingen später in den Besitz des Phoenix über. Der Name Poensgen ist heute noch erhalten in dem „Werk Poensgen“ der Deutschen Röhrenwerke A.-G.

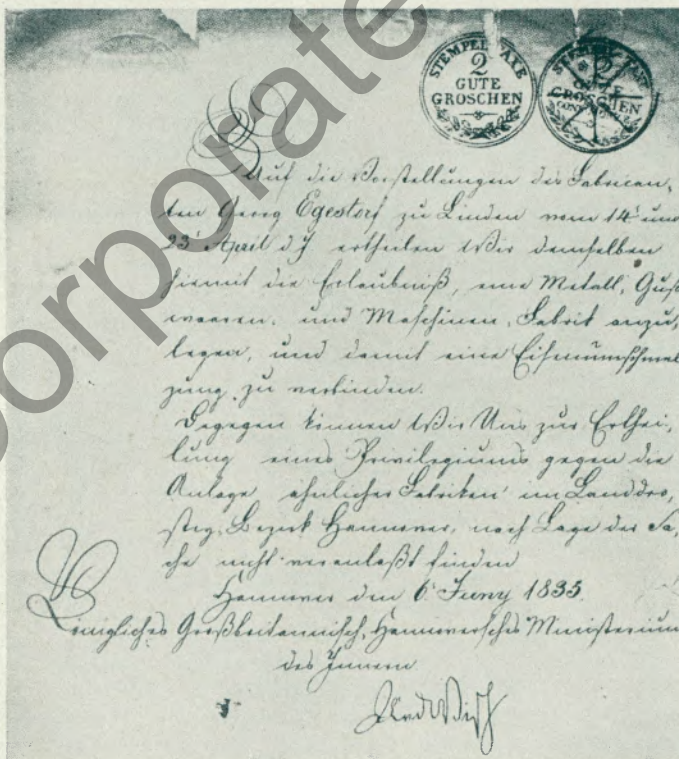
Erfolg beschieden, da die Apparatur zu umständlich war. Die nebenstehende Abbildung zeigt das Ampère-Gestell, mit Hilfe dessen die Einwirkung galvanischer Ströme aufeinander untersucht werden kann.



Ampèresches Gestell.

Aus A. v. Urbanitzky: Die Elektrizität im Dienste der Menschheit.  
Wien 1885. S. 254.

16. 6. 1836 starb in Paris André Marie Ampère. Er war Professor der Physik und wirkte seit dem Jahre 1805 an der Ecole Polytechnique in Paris und wurde im Jahre 1824 in der gleichen Eigenschaft an das Collège de France berufen. Ampères Name ist verehrt durch die Maßeinheit für die Stromstärke „Ampère“. Zu den Arbeiten von Volta befaßte er sich mit den Beziehungen zwischen Magnetismus und Elektrizität und legte im Jahre 1820 der Pariser Akademie eine Mitteilung vor über den Zusammenhang zwischen der Bewegungsrichtung des Stromes und dem Ausschlag der Magnetnadel. Seine Forschungen führten ihn weiter zu einer Theorie der Elektrodynamik, wobei er die dynamischen Erscheinungen in Übereinstimmung mit den Gravitationsgesetzen zu bringen versuchte. Auch versuchte er zum erstenmal, den Elektromagnetismus für telegraphische Zwecke zu verwenden, allerdings war seinen Bestrebungen kein



Genehmigungsurkunde für Georg Egestorff 1835.  
Aus W. Döring und E. Meßlein: Hundert Jahre Hanomag. Düsseldorf 1935.

6. 6. 1835 gründete Georg Egestorff eine Maschinenfabrik und Eisengießerei, die besonders durch den aufkommenden Eisenbahnverkehr berufen wurde, auf dem Gebiete des Lokomotivbaues führend voranzugehen. 1846 konnte Egestorff seine erste Lokomotive abliefern. Daneben liefen Aufträge auf Dampfmaschinen, die damals zum größten Teil noch aus England bezogen wurden. Bis zu seinem Tode im Jahre 1868 baute Egestorff insgesamt 300 Lokomotiven, von denen über die Hälfte an die Hannoversche Staatsbahn geliefert wurde, der Rest verteilte sich auf die Braunschweigische, Altona-Kieler, Westfälische und Preussische Eisenbahn. 1868 beschäftigte die Maschinenfabrik etwa tausend Arbeiter. Nach Egestorffs Tod ging die Maschinenfabrik in andere Hände über und wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die „Hannoversche Maschinenbau AG“. 1934 trat die unter der Abkürzung „Hanomag“ bekanntere Gesellschaft in enge Verbindung mit einem der ältesten und bedeutendsten Stahlwerke des Ruhrgebietes, dem „Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation“, einem der Konzernwerke der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.



# Wenn es uns zu warm wird . . .

Wie schützt sich unser Körper gegen allzu große Wärme? — Das beste „Kühlsystem“ aller Lebewesen stellt die menschliche Haut dar.

Von Dr. W. Hartmann.

Dreißig Grad im Schatten: der Asphalt zieht Blasen, unsere Kinder haben „hitzefrei“, und die weibliche Kleidung erreicht den Neford an duftiger Leichtigkeit. Das ist der richtige Augenblick, um uns einmal die Frage vorzulegen: Wie hilft sich eigentlich unser Körper gegen allzu große Wärme, und wie können wir ihn in seinem „Kampf gegen den Hitzschlag“ am wirkungsvollsten unterstützen? Zunächst natürlich durch die Wahl der richtigen, also möglichst leichten, möglichst hellen und porösen Kleidung. Damit allein ist es aber keineswegs getan — wenn unser Körper nicht ein wunderbar funktionierendes System von „Kühlmaßnahmen“ ganz von sich aus beim Hochschnellen des Thermometers über eine gewisse Grenze sozusagen automatisch in Betrieb setzen würde, dann könnten wir es auch in der Badehose vor Hitze nicht aushalten.

## Die „Wasserkühlung“ unseres Körpers.

Bei den meisten Autos wird bekanntlich der Motor durch Wasserkühlung vor der Gefahr des Überhitzens bewahrt. Nun, auch unser Körper hat eine Art Wasserkühlung, und in diesen Tagen merken wir ihre Funktion ja alle außerordentlich drastisch — dann nämlich, wenn wir schwitzen. Der Vorgang des Schwitzens ist eine jener „Selbstverständlichkeiten“ unseres körperlichen Lebens, die wir alle genau zu kennen glauben, deren eigentliche Wirkungsweise aber nur den wenigsten tatsächlich bewusst ist. Der Wasserverlust beim Schwitzen ist nämlich keineswegs der entscheidende Faktor; die Kühlung erfolgt erst dadurch, daß das Wasser auf der Haut unseres Körpers verdunstet und auf diese Weise dem Körper sehr beträchtliche Wärmemengen entzieht. Die Ursache dafür ist ein physikalischer Vorgang, den die Wissenschaftler als „Verdunstungskälte“ des Wassers bezeichnen; beim Verdampfen von Wasser wird sehr viel Wärme gebraucht, und im Falle des Schwitzens wird sie eben unserem Körper entzogen, das heißt, wir kühlen uns ab. In den Tropen, oder bei sehr warmem Wetter auch in unseren Gegenden, kann diese „Wasserkühlung“ erstaunliche Ausmaße annehmen. Amerikanische Untersuchungen haben nachgewiesen, daß bei großer Hitze arbeitende Farmer täglich 10 bis 15 Liter Flüssigkeit trinken und dafür über 12 Liter Schweiß am Tag verloren. Nur auf diese Weise kann der Körper unter derartig extremen Bedingungen arbeiten; die Kühlwirkung des Schwitzens ist allerdings auch sehr beträchtlich, denn man hat ausgerechnet, daß ein einziges Gramm verdunstendes Wasser der Körperoberfläche über 500 Wärmeinheiten (sogenannte Grammkalorien) entzieht. Allerdings liegt es in der Wirkungsweise dieses „Kühlsystems“ begründet, daß es nur arbeiten kann, sobald das Wasser wirklich verdunstet; wenn wir infolge unzureichender Kleidung ganze Bäche von Schweiß verlieren, so nützt das nicht im geringsten, weil keine Verdunstung des Wassers und daher auch keine Kühlung stattfindet.

## Eisessen und -atmen helfen gegen die Hitze!

Wenn es uns zu warm wird, dann pflegt unser Eiskonsum zu steigen. Wissenschaftlich kann man beim Eisessen von „Wärmeleitung“ sprechen; durch das kalte Eis wird dem Körper Wärme entzogen. Um das gleiche Prinzip handelt es sich, wenn wir kalt baden: auch hierbei erfolgt ein Wärmeverlust des Körpers, der übrigens infolge gewisser physikalischer Gesetze der Wärmeleitung bei bewegtem Wasser ganz erheblich stärker ist als bei ruhigem Wasser. Das alles dürfte,

wenigstens im Prinzip, den meisten unserer Leser bekannt sein — aber wissen sie auch, daß unser Körper sich durch das Atmen abkühlt? Das ist einer der zahllosen „Kunstgriffe“ der Natur auf diesem Gebiet; bei der Atmung erfolgt ebenfalls eine Verdunstung von Wasser, die abkühlend wirkt.

Ein besonders deutliches Beispiel für die Wirkungsweise dieses Kühlsystems können wir bei jedem Hund beobachten, der bei großer Hitze zu rasch gelaufen ist und nun, die Zunge weit heraushängend, „hechelt“, das heißt, sehr rasch atmet. Der Hund verfügt nämlich nur über einen sehr geringen Bestand an Schweißdrüsen; bei Hitze steigt daher die Zahl seiner Atemzüge rasch an und kann beim Hecheln 600 Züge je Minute erreichen. Normalerweise befördert der Hund etwa zwei Liter Luft je Minute nach außen; beim Hecheln aber steigt diese Zahl bis auf 75 Liter, und dabei wird durch Verdunstung von der Lungenoberfläche und der lang heraushängenden Zunge ein sehr erheblicher Wasser- und damit Wärmeverlust ermöglicht (bis zu 200 Gramm Wasser in der Stunde!).

## Das beste „Kühlsystem“ hat die menschliche Haut!

Die bisher besprochenen Abwehrmaßnahmen unseres Körpers gegen die Hitze finden sich in mehr oder weniger ähnlicher Form auch bei den meisten Säugetieren wieder — in einem Punkte aber ist auf diesem Gebiet der menschliche Organismus allen übrigen Lebewesen überlegen: durch das „Kühlsystem“ der menschlichen Haut. Bekanntlich bekommen wir bei Hitze eine rote Gesichtsfarbe, und am ganzen Körper tritt — mehr oder weniger stark — eine Rötung der Haut ein. Das liegt einfach daran, daß sich die unsere Haut durchziehenden Adern erweitern, es strömt mehr Blut an der Oberfläche des Körpers, und infolgedessen kann die Wärmeabgabe nach außen besonders wirkungsvoll erfolgen. Diese „Wärmeregelung“ durch wechselnde Weite der Hautadern ist nun weitaus die vorteilhafteste für den Körper, weil sie ohne jeden Verlust (Schweiß usw.) arbeitet. Gerade sie ist aber bei der menschlichen Haut so vollendet ausgebildet wie bei keinem anderen Lebewesen und stellt eine jener nur scheinbar unwichtigen Eigenschaften unseres Körpers dar, mit deren Hilfe der Mensch sich allen Klimabedingungen anpassen kann.

## Die „Wärmezentrale“ im Gehirn.

Neuerdings hat die Wissenschaft festgestellt, daß die gesamte Funktion des besprochenen „Kühlsystems“ und überhaupt die Wärmeregelung im Körper von einer bestimmten Stelle im Gehirn aus dirigiert wird, dem sogenannten Wärmезentrum. Ein Mensch, dessen Wärmезentrum nicht mehr funktioniert, würde auf jede Änderung der Außentemperatur mit einer entsprechenden Änderung seiner Körperwärme antworten . . . er würde auf die Stufe der Fische oder anderer „wechselarmer“ Organismen zurückfallen und in Kürze zugrunde gehen. Wie das Wärmезentrum im einzelnen arbeitet, auf welche Weise es dafür sorgt, daß wir nicht vor Hitze umkommen oder vor Kälte erfrieren, ist noch keineswegs völlig geklärt — anscheinend spielen auch hier wieder die jetzt so viel genannten Hormone eine wichtige Rolle. Wir können die Aufklärung dieser Fragen getrost der Wissenschaft überlassen und uns mit der Feststellung begnügen, daß uns bei einigermaßen vernünftigem Verhalten auch die schlimmste Hitze nicht zu schaden vermag, solange das „Kühlsystem“ unseres Körpers mit all seinen wunderbaren Einrichtungen ungestört arbeiten kann.



# Der Nussknocker

## Buchstabenentnahme-Silberrätsel.

Aus nachstehenden 66 Silben sollen 24 Wörter folgender Bedeutungen gebildet werden. Die hinter jeder einzelnen Wortbedeutung in Klammern stehenden Zahlen bedeuten, welche entsprechenden Buchstaben in ihrer Reihenfolge entnommen werden sollen. Die in dieser angeführten Reihenfolge stehenden Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben einen Sinnspruch.

amts - berg - bef - bie - bisf - blau - bruch - büh - dad - de - del - dels - der - der - dert - die - e - er - er - fi - frei - froisch - fünf - ge - gut - gut - han - heit - him - hun - ken - ken - kun - lei - leuch - licht - ma - mann - mei - mei - mel - mit - nut - ne - ni - rei - rüsch - sche - schein - schür - se - sen - set - ster - steu - ten - ter - ter - tin - tri - und - wahr - wäl - wald - wol - ze.

1. Vorgesetzter eines Bergwerks. (1. 2. 7. 5.)
2. Kleine Antilleninsel. (1. 2. 3. 4.)
3. Deutscher Generalfeldmarschall im Weltkrieg. (4. 5. 6.)
4. Schwimmpflanze. (1. 2. 3. 6.)
5. Farbton. (7. 5. 2. 3.)
6. Gewerbetreibender von Haus zu Haus. (1. 2. 3. 4. 5. 6. 10.)
7. Bargeldloses Zahlungsmittel. (1. 2. 3. 7. 8. 9.)
8. Braver, treuherziger Mensch; nach dem Stil von 1815 bis 1848 benannt. (1. 2. 3. 4. 5. 6. 8.)
9. Weibliches Oberkleidungsstück. (1. 3. 7. 5. 6.)
10. Zahlwort. (2. 3. 4. 11. 6.)
11. Hochseegewerbe. (2. 3. 4. 5. 6. 7.)
12. Selbstlose Hilfsbereitschaft. (5. 6. 7.)
13. Luftkurort in den oberbayerischen Alpen. (2. 1. 10. 5. 6.)
14. Naturerscheinung bei Gewitter. (4. 5. 6.)
15. Theaterschauplatz unter freiem Himmel. (1. 2. 3. 4. 6. 13. 5.)
16. Gestohlene und sichergestellte Waren. (1. 3. 4. 5.)
17. Lichtergestell. (2. 4. 5. 6.)
18. Gesamtheit großer Mengen von Bäumen. (4. 5. 6.)
19. Aufrichtigkeit, Wirklichkeit. (1. 2. 3. 4. 5. 6. 8.)
20. Wichtiger Schiffsteil. (2. 6. 3. 4.)
21. Ständiger Einkäufer. (2. 3. 4.)
22. Hauptstadt der Provinz Pommern. (1. 2. 3. 4.)
23. Wasserport. (1. 3. 2.)
24. Staatsbeamter. (5. 10. 7. 8. 9.)

## Zweifelbig.

Hier ist nie die Erste, und  
Meine Zweite ist dein Mund.  
Doch das Ganze: eine Stadt.  
Die Eisen viel und Kohle hat. W. J.

## Silberrätsel.

Aus nachstehenden Silben sollen 35 Wörter folgender Bedeutungen gebildet werden, deren vierte Buchstaben von oben nach unten und erste Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein deutsches Kernwort ergeben.

a - oh - al - an - an - ber - bel - chen - da - dar - de - del - die - dies - e - e - e - e - ein - fa - fel - fi - ge - ge - ge - ge - gel - gel - gem - gen - gran - her - i - in - ker - ket - kir - kö - kraft - la - last - le - le - lei - lei - len - lend - li - lin - me - me - mon - pa - na - ne - nel - ner - ni - nig - o - ra - ran - rand - rei - ri - ri - ro - ro - sche - schlit - se - se - se - sen - son - sta - stand - ster - ster - strie - su - te - ten - ti - tik - u - uhr - ur - ur - wa - woh - zaun.

1. Saiteninstrument. 2. Gesichtsteil. 3. Preussischer Küstenfluß.
4. Wasserport. 5. Stochwerkzeug. 6. Fluß bei Hamburg. 7. Arbeit aus Gold- und Silberfäden. 8. Fahrradteil. 9. Zierschmuckgegenstand.
10. Briefaufschrift. 11. Unsinn, Gewäsch. 12. Eitliches Betragen.
13. Heilmittel. 14. Singvogel. 15. Meerbrasse. 16. Schulhalbjahr.
17. Storchartiger Sumpfvogel. 18. Bekannter Athlet der Vorkriegszeit.
19. Wintersportgerät. 20. Luftkurort im Harz. 21. Pferdebürste.
22. Mauervertiefung. 23. Urgroßmutter. 24. Liebeskunst. 25. Edelstein mit vertieftem Bild. 26. Chemischer Grundstoff. 27. Fahrzeug. 28. Fußboden. 29. Eisenstift. 30. Früheste Menschen eines Landes. 31. Grenzland. 32. Deutsche Industriestadt. 33. Kirchlicher Gesang. 34. Asiatische Halbinsel. 35. Meerenge zwischen Europa und Kleinasien.

(ch = einmal ein Buchstabe.) C. A. J.

## Rösselsprung.

	dem	lich	spit	ruhn	fern	ge	
heil	ra	ges	ent	fähr	hand	mü	ten
nach	des	nicht	wird	schweiß	ste	fleiß	ist
sieh	sam	der	ra	ge	nur	was	sig
stirn	aus	ehr	ten	an	du	hen	die
un	und	droß	wilft	bernds	liegt	tun	dir
ner	du	sieht	lich	ern	en	a	mußt
es	ber	fleiß	mußt	dir	du	nah	fä

C. H.

## Die Quelle.

„Die Schlacht bei Jehrbellin“ ist entnommen der soeben erschienenen Sammlung „Die Stunde der Bewährung, Deutsche Lebenszeugnisse von der Tapferkeit des Herzens und der Freiheit des Geistes“. (Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt. In Ganzleinen gebunden 3,60 RM.) Der Herausgeber ist der sich gestellten Aufgabe, „die Bewährung im Leben großer Deutscher als Sinnbild und Beispiel vor Augen zu führen“, in ganz ausgezeichneter Weise gerecht geworden.

## Lösungen aus dem April-Mai-Heft.

### Rösselsprung.

Leider!

Von Wilhelm Busch. (1832—1908.)

So ist's in alter Zeit gewesen,  
So ist es, fürcht' ich, auch noch heut':  
Wer nicht besonders auserlesen,  
Dem macht die Tugend Schwierigkeit.  
Aufsteigend mußt du dich bemühen,  
Doch ohne Mühe sinkest du.  
Der liebe Gott muß immer ziehen,  
Dem Teufel fällt's von selber zu.

### Silberrätsel.

1. Dattelpalme. 2. Eichel. 3. Rezitation. 4. Garibaldi. 5. Everest.
6. Irngard. 7. Ciola. 8. Albatros. 9. Utah. 10. Combrero.
11. Drachme. 12. Emmerich. 13. Morast. 14. Wespe. 15. Ilfenburg.
16. Rißfo. 17. Hortensie. 18. Achat. 19. Nazareth. 20. Diathermie.

Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste.  
Goethe.

### Silbenzusammenstell- und seinfestkräftel.

1. Bodan. 2. Tscheljuskin. 3. Oder. 4. Eindbad. 5. Leda. 6. Jnsterburg.
7. Leine. 8. Soltiath. 9. Oldenburg. 10. Essen. 11. Zeitung.
12. Altertum.

Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.

### Das Wellengrab.

Alarm, Alarich.



# Die Botanisierrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat  
eingefangenen Spottvögel



„Heimaturlaub.“

Zeichnung  
von Bert Vogler.

Ulrich war im Urlaub. Die Wirtin brachte ihm zum Frühstück ein winziges Schälchen Honig. „O wie reizend!“ rief Ulrich, „eine Biene besitzgen Sie auch?“  
(Koralle.)

Ein Franzose fährt nach Amerika. Vor der Einfahrt in den Hafen macht ihn ein Amerikaner, mit dem er sich während der Überfahrt angefreundet hatte, auf die bekannte Freiheitsstatue aufmerksam.

„Hm“, meinte der Franzose, „auch in meiner Heimat pflegt man den großen Toten Statuen zu errichten.“  
(Illustrierter Beobachter.)

Zwei Männer arbeiteten auf dem Dach eines Wolkenkrägers. Plötzlich schrillte die Glocke eines Rettungswagens bis zu ihnen hinauf.

„Sicher ein Verkehrsunfall?!“ meinte der eine.

„Wahrscheinlich Kollision zwischen Vertikal- und Horizontalverkehr“, erwiderte der andere, „ich habe vor vier Minuten meinen Hammer verloren!“  
(Saturday Eveningpost.)

Der Zug mit dem jungen Paar auf der Hochzeitstour lief in einer kleinen Stadt ein. „Georg, Liebling“, meinte die junge Frau, „wenn wir hier aussteigen, wollen wir so tun, als ob wir schon lange verheiratet wären!“

„Gemacht!“ antwortete der frisch gebackene Ehemann, „hier — trag du die Handtaschen!“  
(Berliner Illustrirte.)

Bei uns gab es jüngst Warmbier. Warmbier, eine norddeutsche Speise, wird aus heißem Bier, Sahne und Eiern gekocht. Wir hatten einen Münchener Gast. „Schmeckt es Ihnen“, fragte ich. Er meinte: „Meine Frau kocht den Kaffee anders.“  
(Wochenschau.)

Feldwebel: „Was tun Sie, wenn Ihr Kamerad ohnmächtig wird?“

Rekrut: „Ich lege ihn in den Schatten und binde ihm die Säbeltrodel los!“

Feldwebel: „Wozu wollen Sie ihm die Trodel losbinden?“

Rekrut: „Damit niemand erkennt, von welcher Kompanie der Schlappschwanz ist!“  
(Koralle.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf.  
Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.